

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 21.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Die Schwestern.

Roman von M. Kaufsky.

(20. Fortsetzung.)

Fritz war in seiner eifersüchtigen Erbitterung hierher geeilt; er wollte fort, nichts sollte ihn zurückhalten, und doch wäre er so gern geblieben, er wollte Minna seinen ganzen Groll empfinden lassen, und doch lechzte er nach einem Lächeln, nach einem freundlichen Blick von ihr. Er suchte seinen Rock und fand ihn. Schon hatte er ihn umgenommen, da öffnete sich die Tür und Minna trat herein. Er vermochte einen Ausruf froher Genugthuung nicht zu unterdrücken. Nichtsdestoweniger setzte er einen Hut auf, der ihm gerade zunächst lag, es war nicht der seine, und sagte in einem schweren, ungemein düstern Ton: „Lebe wol!“

Sie sah ihn verwundert an, die kleinen schelmischen Grübchen wurden in den Wangen sichtbar. „Du gehst fort?“ fragte sie gedehnt.

„Ja,“ antwortete er kurz, „ich kann das Girren dieses faden Becken nicht länger mit ansehen, es ist mir zum Ekel.“

„Willst du mich nicht mitnehmen, Fritz?“ Sie sagte es so sanft. Er füllte, wie all' sein Groll dahin schmolz, aber er meinte, allzu schnell dürfe er sich doch nicht versöhnt zeigen.

„O,“ sagte er mit einem knappen, rauhen Lachen, „dich scheint es ja höchlich zu amüsiren, dir scheint das Hofmachen zu schmeicheln, du findest wol Gefallen daran?“

„Und aus was schließt du das?“ fragte sie ebenso ruhig, ebenso so sanft.

„Weil du sonst keine Galanterie nicht angehört hättest und weil du nicht an seiner Seite geblieben wärst, während der ganzen langen Zeit, in welcher ich mit Elvira tanzen mußte.“

„Du hast mich selbst mit dem Herrn bekannt gemacht, warum sollte ich nicht mit ihm sprechen? Er ist ja auch sehr angenehm.“

Fritz riß mit Heftigkeit an den Krämpfen des Huts, den er sich fest über die Oren zog, und machte dann eine Bewegung, als wollte er gegen die Tür stürzen.

Sie hielt ihn an der Hand zurück. „Fritz!“ rief sie halb bittend, halb lachend.

Er wante sich unmutig ihr zu. „Lache nicht, nein, du sollst nicht lachen.“ Sein Ton wurde heftiger. „Es ist kein Grund dazu und es könnte mich rasend machen!“

Sie ward plötzlich ernst und sah ihm mit großen Augen voll ins Gesicht.

„Soll ich es ernst nehmen, Fritz? Es wäre eine Beleidigung für dich und mich. Soll ich ernstlich daran glauben, daß du mich verdächtigst? Weil ein Mann mich angelächelt hat, sollte das meine Liebe zu dir erschüttern können, oder wolltest du mir in grundloser, eifersüchtiger Laune nur wehe tun? Nein, ich

will's nicht glauben, ich habe eine bessere Meinung von dir und du mußt eine bessere von mir haben, und darum bleibst du auch hier, nicht war?“ Ihre Stimme gewann wieder all' ihre sonstige Frölichkeit. „Und jetzt sollst du mir's auch gestehen, daß du nur fortgestürmt bist, um mich dir nach und hierher zu locken, gelt, du Schlechter? Und jetzt mach schnell ein freundliches Gesicht, weil dir's doch so gut gelungen ist, und vor allem gibst du den abscheulichen Hut herunter, der einem noch viel, viel größeren Dickkopf gehören muß, als du einer bist.“

Sie hatte sich auf die Bebenspitzen gestellt und lachend, voll herziger Vertraulichkeit, nam sie ihm den Hut herunter und warf ihn auf den nächsten Sessel. Er versuchte eine Einwendung; sie hielt ihm den Mund zu. „Pst,“ machte sie, „du mußt hübsch brav sein, und daß du's nur weißt, du gehörst mir, und darum darfst du nicht so eigenmächtig handeln, ich erlaube das nicht, wenn du aber fortgehen willst, Fritz, dann, dann gehen wir zusammen, denn wir gehören zusammen.“

Fritz umschloß sie voll aufjubelnden Entzückens mit seinen Armen. „Minna, Wieh!“ rief er. Dann sagte er nichts mer, denn ihre Lippen drückten sich fest, voll heißer Innigkeit aufeinander. Plötzlich furen sie in die Höhe. Schritte näherten sich der Tür, jetzt drückte jemand auf das Schloß. Instinktiv hatten sie sich an den Händen gefaßt, und sie sprangen nun zurück, den Kleiderständen entgegen, und waren im nächsten Augenblick hinter den dicht aneinanderhängenden Mänteln verschwunden.

Die Tür ging auf, Marie trat herein. Sie tat einige Schritte, blieb stehen und sah spähend um sich, es war ihr vorgekommen, als hätte sie ein Flüstern gehört, aber sie sah nichts und vernam nichts, als das laute Rauschen des Flusses. Sie glaubte, sich getäuscht zu haben. Dann ging sie auf den linksseitigen Ständer zu. Ganz in der Ecke hingen einige lichte Damenüberwürfe; Elvira hatte auch den ihrigen hier abgelegt; sie suchte und vermochte ihn nicht zu finden.

Minna dachte daran, hervorzutreten, der Discretion Mariens war sie sicher; leise wispernd teilte sie Fritz ihren Entschluß mit, schon wollte sie ihn ausfüren, als ein Druck seiner Hand sie zurückhielt; gleichzeitig vernam sie ein abermaliges Öffnen der Tür. Wieder war jemand hereingetreten. Es war ihr Bruder. Wollte er schon fort? Fritz bedeutete ihr, sich stille zu verhalten. Alfred kannte ja Marie kaum, so dachte sie, — was konnten sie sich zu sagen haben? Sie würden das Zimmer wol alsbald wieder verlassen.

Es kam freilich anders, als sie erwartet hatten. Auch Marie hatte sich, als die Thür ging, rasch umgedreht.

„Herr Depauli,“ rief sie leise, freudig und doch nicht ohne Zagen, es war das erstemal, daß sie allein ihm gegenüberstand.

Er kam rasch auf sie zu. Unwillkürlich vor ihm zurückweichend, drängte sie sich in die dunkle Ecke.

„Marie,“ sagte er mit jener tiefen, weichen Modulation der Stimme, die eine niedergehaltene innere Bewegung anen läßt und so berückend auf ein Frauenherz wirkt, „warum entziehen Sie sich mir? Sie fürchten sich doch nicht, mir nahe zu sein?“ Sie antwortete nicht, er hörte nur ihren raschen, fliegenden Atem.

„Marie,“ wiederholte er, und er legte sein ganzes Herz in das kleine Wort, „wir müssen Abschied nehmen.“

Ein leiser, bebender Seufzer drang über ihre Lippen.

„Wie gerne blieb ich noch,“ fur er fort, „aber ich muß nach der Residenz zurück, und so reise ich heute noch — jetzt.“

„Jetzt,“ rief sie erschreckt, „jetzt schon?“

„Bedauern Sie es, Marie?“

Eine Pause entstand, er schien eine Antwort zu erwarten. Sie versuchte zu sprechen, ganz leise nur, wie ein Hauch kam es aus ihrem Munde:

„Und fühlen Sie sich nicht mer traurig und krank, — fühlen Sie sich besser, — und wenn Sie jetzt zurückkehren — werden die alten Schmerzen nicht wieder erziehen?“

„Nein, Marie,“ sagte er voll männlichen Ernstes, „ich bin geheilt, die alten Schmerzen sind vorüber, — ich träume von einer neuen Zukunft, von einem schönern Glück.“

Er beugte sich über sie herab, als wollte er in ihren Zügen lesen, aber ihre Augen blieben gesenkt und es war so dunkel. Plötzlich hatte er ihre Hand erfaßt, und als könnte ihm das Sehen Gewißheit bringen, zog er sie mit sanfter Gewalt an dem Garderobeständer vorüber, dem Fenster zu. Das helle Mondlicht umfing mit seinem milden Glanz die schlante, in Weiß gekleidete Gestalt des Mädchens. Er umfaßte sie mit einem Blick und sah dann zärtlich forschend ihr ins Angesicht. Ein tiefes Erröten lag auf ihren Wangen und wie Tau glänzte es in den Wimpern und in den lieben, feuchten Augen. Sie weinten, diese Augen, indes die roten frischen Lippen ein Lächeln zeigten, und oh, ein so glückliches! Ein jungfräulicher, unsäglicher Liebreiz sprach sich hier aus, der ganze Zauber erster Liebe war über sie ausgegossen. Alfreds Herz erbebte vor Wonne, indes seine Augen gierig, trunken an dem Mädchen hingen; so rührend schön war ihm noch keine erschienen und noch niemals hatte er sich so bewegt gefühlt; ward ihm hier doch zum erstenmal die für ein Menschenherz so über alles beseligende Gewißheit, daß er geliebt sei. Er legte die Hand um ihren Leib.

„Marie, du liebst mich?“ fragte er leise.

Sie schlug die Hände vor ihr Gesicht. Er zog sie an seine Brust.

„Antworte mir, liebst du mich wirklich, oder hätte ich mich abermals einer Täuschung hingegeben?“ Heiß und drängender ward sein Ton.

„Nein, nein, nein!“ rief sie in inniger, überwältigender Zärtlichkeit, und dann lag sie schluchzend an seinem Halse, und unter Tränen flüsterte sie ihm zu: „Ich liebe Sie — so unendlich!“

Er beugte sich zu ihr herab, sein Mund suchte in glückseligem Verlangen den ihrigen. Marie gab und empfing den ersten Kuß der Liebe.

Minna und Fritz war es indes in ihrem Versteck schwül geworden. Anfänglich, als die zwei von ihnen ziemlich entfernt in der äußersten, entgegengesetzten Ecke standen, und zwischen ihnen nur kurze, leise Worte fielen, konnten sie sie weder hören noch sehen, sie konnten die Situation nicht recht begreifen. Das Mondlicht erst enthüllte auch ihnen das Geheimniß dieser Liebe. Unfreiwillig waren sie zu Mitwissern geworden. Sie konnten jetzt nicht mer hervortreten, wollten sie nicht Mariens und Alfreds Gefühle auf das tiefste verletzen, und doch wäre Minna den beiden am liebsten um den Hals gefallen und hätte ihr eigenes Entzücken zu dem ihrigen legen mögen.

„Wenn wir uns nur fortischleichen könnten, one daß sie's merkten,“ flüsterte Fritz seinem Mädchen zu.

Minna machte eine bezeichnende Bewegung mit dem Finger: „Durch diese Thür vielleicht,“ erwiderte sie ebenso unhörbar, ganz an sein Ohr geschmiegt.

Die bezeichnete Thür führte nämlich in das zweite Gemach des Wartes, welches, wie alle Gemache dieses Stockwerks, einen Ausgang nach dem Korridor hatte.

„Unmöglich,“ gab Fritz zurück. In der That, diese Thür bestand sich in dem vom Mondlicht etwas erleuchteten Teil des Gemaches, und ein Hervortreten aus ihrem Versteck hätten die am Fenster höchst wahrscheinlich sogleich bemerkt. „Biel eher könnten wir jetzt hier hinaus entweichen.“ Fritz zeigte nach der Eingangstür. Zugleich trat er mit einem Fuß aus seinem Versteck heraus, aber im nächsten Augenblick hatte er ihn wieder zurückgezogen.

Die Eingangstür wurde mit Festigkeit aufgestoßen und das rote Atlastkleid rauschte über die Schwelle. Der Bürgermeister folgte so rasch, als es die Schleppe nur gestattete. Er pustete stark und sein großes, fettes Gesicht glänzte in reichlichem Schweiß, wahrscheinlich in dem bisher vergeblichen Bemühen, die zornig empörte Dame wieder zu versöhnen. Die schöne Note schien wirklich sehr aufgeregt. Sie warf den Fächer auf den Spiegeltisch, und sich mit dem Fuße die Schleppe zuschleudernd, erfaßte sie dieselbe, um sie mit einer Nadel hinaufzustechen. Der Gemal näherte sich ihr ein wenig, in der guten Absicht, ihr dabei behilflich zu sein.

„Ich danke dir,“ sagte sie barsch und abwehrend, „ich bedarf deiner nicht, ich möchte dich überhaupt bitten, mir aus den Augen zu gehen.“

Er stampfte ärgerlich mit seinen wuchtigen Füßen den Boden. „Ich muß dich doch nachhause bringen, da du hier aus Eigensinn nicht länger bleiben willst.“

„Ich werde allein nachhause gehen,“ sagte sie, „ja, ich will allein gehen, und ich verbiete es dir, mich zu begleiten.“ Sie warf ihm einen funkelnden, drohenden Blick zu.

Er wendete sich um mit einem trotzigem Brummen. „Meinetwegen, meinetwegen, wenn du durchaus einen Skandal haben willst. Er wollte gegen die Thür, aber jetzt eilte sie ihm nach, und voll Empörung sich ihm entgegenstellend, rief sie, indem sie ihrer fetten Stimme einen Anstrich verletzter Würde zu geben versuchte:

„Was — ich? Ich will einen Skandal? Und das wagst du mir zu sagen, Ungeheuer, nachdem mir deine ganze skandalöse Aufführung bekannt geworden ist?“ Sie riß die Tanzordnung, dieselbe, die ihr Herr Germanel überbracht und, von ihr befragt, ihr auch verraten hatte, von wem er sie erhalten, aus dem Gürtel und hielt sie ihm, gleichsam als Corpus delicti, entgegen. „Ich weiß alles!“

„Nun, was weißt du denn? Du weißt, daß ich auf diesem Ball gewesen bin, das ist auch was.“

„Aber heimlich bist du dort gewesen, hinter meinem Rücken, hinter meinem anungslosen Rücken, Heuchler! Mich hattest du von diesem Balle zurückgehalten, mir wolltest du nicht gestatten, daß ich ihn besuche. Ich gehe ja auch nicht,“ sagtest du mir, „fällt mir garnicht ein,“ und indes, indes ich schlafte, machst du dich heimlich auf, gehst auf den Ball und bleibst bis zum Rehraus.“

„Schrei nur nicht so.“

„Ei was, was du getan hast, das ist wol für niemand ein Geheimniß geblieben, als für mich. O, wie müssen Sie über meine Leichtgläubigkeit gepottet haben, wie werden sie die betrogene Gattin verlacht haben! Mir gegenüber kennst du keine Rücksichten, mich hast du heute nicht einmal in den Tanzal begleitet, die vielen Frauenzimmer seien dir zuwider, hast du mir weißgemacht, und du magst den Tanz nicht, hahaha, aber wenn ich nicht dabei bin, da sind sie dir nicht zuwider und da tanztst du bis zum frühen Morgen.“

„Das ist nicht war.“

„Du willst noch leugnen, Bösewicht? Aber hier ist der Beweis.“ Wieder hielt sie ihm die Tanzordnung entgegen. „Die erste Seite ist leer, ich bemerkte es nicht gleich, aber als ich umblättere, auf der zweiten Seite, nach der Ruhe, finde ich alle Tänze angestrichen, von deiner Hand, und die Namen der Tänzerinnen sind beigelegt, natürlich, damit du sie nicht vergessen sollst.“

„Aber ich weiß nichts davon,“ rief der jetzt ernstlich beunruhigte Gatte; „ich versichere dich, Minna, ich kann mich garnicht mer darauf erinnern, und wenn ich's getan habe, muß es in einem Zustand gewesen sein, der nicht — der nicht ganz —“

„Das ist mir alles eins, aber ich werde mich rächen! Und jetzt will ich fort, und allein.“ Sie stürzte auf den Kleiderrechen zu; grade an der Stelle, wo Minna stand, hing ihr Pelz.

Da hörte man von außen sich nähernde Schritte und die lauten Stimmen verschiedener Personen, wahrscheinlich wollten sie herein, um nachzusehen, was es denn hier gebe. Für unsere Liebespaare wurde die Situation immer kritischer, im nächsten Augenblicke

konnte das Zimmer voll Leute und sie entdeckt sein, auch der Bürgermeister fürchtete dies Hereindrängen.

„Du wirst bleiben und ruhig sein,“ herrschte er mit unterdrückter Stimme seiner Frau zu, „ich will keinen Skandal.“

Er stürzte gleichfalls den Kleiderständen entgegen, er wollte seine Frau hindern, den Pelz herunterzunehmen. Aber sie hatte ihn schon erwischt und sie riß mit Heftigkeit daran. Fritz erfaß die günstige Gelegenheit, er gab dem Ständer einen leichten Stoß, der neigte sich mit seiner schweren Last nach vorne, stürzte, und in der nächsten Sekunde war das streitende Ehepaar, einen Aufschrei ausstoßend, unter einem Wust über sie herfallender Kleidungsstücke begraben. — Alfred, der Marie in seinen Armen gehalten und mit ihr still und bewegungslos dem Ende dieses Aufstretes entgegengesehen, fühlte sich plötzlich an der Hand erfaßt, Fritz stand vor ihm, Minna ergriff Marie, und ehe sich beide noch von dem Vorfalle Rechenschaft geben konnten, waren sie fortgerissen und befanden sich in dem anstößenden Zimmer; sie hörten noch das Eindringen der Ballgäste, das Rufen und Schreien, dann entwichen sie nach dem Korridor, der voll Menschen war und wohin alles aus dem Sale drängte. Man stürmte soeben das Garderobezimmer. Unter dem Pöle-méle von Mänteln, Röcken und Ueberziehern ächzte und stöhnte es, hob und senkte sich's wellengleich. Man nam die obersten Kleider hinweg, ein rotes Atlaskleid kam zum Vorschein. „Die Frau Bürgermeisterin!“ rief man, und der Ruf ging in allen Tonarten und Ausdrucksweisen von Mund zu Mund. Der Bürgermeister hatte sich schon selbst befreit, endlich war, nach manchen ungeschickten Angriffen, auch die Ausgrabung der üppigen Dame gelungen. Alles an ihr wogte vor Zorn, Scham und Wut. Sie machte mit ihren roten Armen einige verzweiflungsausdrückende, rüberartige Bewegungen und sand hierauf, daß es das Vernünftigste sei, in Dnmacht zu fallen.

32ntes Kapitel.

Wir befinden uns in dem gemeinschaftlichen Schlafgemache von Marie und Elvira.

Sie sind von dem Ball zurückgekehrt. Noch dämmert es kaum, sie haben dennoch kein Licht angezündet. Rasch und behende haben sie den verknitterten Fuß von sich geworfen, und sich hierauf völlig entkleidet. Marie saß jetzt am Rande ihres Bettes, nur in etwas von ihrer roten Decke umhüllt, unter der die herabhängenden Füßchen hervorguckten, Elvira auf einem niedern Schemel, den Rücken dem Fenster zugewendet, vor ihr. Der sichelförmige, tiefstehende Mond blickte neugierig durch das selbe herein, und hob mit kechem Fürwitz das blendende Linnen und die weißen Schultern der Mädchen aus dem sie umgebenden Dunkel. Elvira legte ihren hübschen Kopf ermüdet auf die Knie der Schwester, sie sollte ihr die Blumen aus den verwirren Haaren lösen. Marie tat dies mit liebevoller Vorsicht. Die Mädchen plauderten.

„Und er hat dir also seine Liebe gestanden?“ fragte Elvira.

Marie nickte mit einem glücklich verschämten Lächeln. „Mer, er hat mich davon überzeugt.“

„Und er hat dir Versprechungen gemacht, ernste, bindende für die Zukunft?“ forschte Elvira weiter.

Marie sah etwas erstaunt. „Er liebt mich,“ sagte sie leise und mit einem Ton, als ob diese Gewißheit alles, alles enthielte, was das Herz eines Mädchens verlangen kann.

„Und du liebst ihn wieder?“

Marie beugte sich über die Schwester. „Ach, ich bin so glücklich, so — man kann das nicht so sagen, es liegt zu tief.“

Elvira richtete sich etwas in die Höhe. Sie stützte die Ellbogen auf ihre Knie und den Kopf in die Hände; mit einem forschenden Blick suchten ihre tiefen Augen denen der Schwester zu begegnen. „Und glaubst du, daß ein solches Empfinden auch Dauer hat, daß es nicht wie ein Rausch ist, der verfliegt?“

Mariens sanftes Gesicht überflog ein Schatten von Trauer. „Ich weiß es nicht, aber ich glaube, wenn ich ihn nicht mehr lieben könnte oder dürfte, dann möchte ich sterben.“ Das klang so einfach und doch so überzeugend.

Elvira, unbeweglich, starrte die Schwester an, ihr war's, als sei ihr da plötzlich etwas offenbart worden, von dem sie bisher noch keine Ahnung hatte. Ja, es muß etwas Schönes, Mächtiges sein, so dachte sie, um die Liebe, um die geteilte, erwiderte Liebe; wo jedes Gefühl des eigenen Herzens, in dem des andern ein Echo findet, wo kein Zweifel sich mer erhebt, alles zu einander strebt und sich findet in geheimnißvoller Harmonie. „Ja, das muß schön sein,“ flüsterte sie dann, gleichsam im lauten Nachsatz zu ihren Gedanken.

Marie schlang zärtlich lieblosend den Arm um ihren Hals. „Du wirst es auch kennen lernen, Elvira, auch für dich wird diese schöne, selige Zeit kommen, auch du wirst glücklich sein.“

Elvira senkte den Kopf, das dunkle gelöste Haar fiel tief herunter und überschattete ihre Züge. „Wer weiß,“ sagte sie leise, „solches Glück mag selten genug sein, und könnt mir's im Gegenseite nicht beschieden sein, daß ich Liebe und nicht verstanden würde? daß der Gegenstand meiner Neigung kalt und unempfindlich an mir vorüberget, weil er sein Herz schon an eine andere dahingegeben?“

Marie drückte die Schwester noch inniger an ihre Brust. „O, das wird nicht der Fall sein, ein solches Unglück wird dich nicht treffen, Gott wird's verhüten.“

Elvira entzog sich ihr, und mit einer kräftigen Geberde sich empor richtend und ihr Haar zurückwerfend, rief sie mit einem stolzen Lächeln: „Nun, ich würde es auch ertragen, ich bin nicht so weich, Marie. Ich glaube, ich bin nicht für die Liebe gemacht; nein, ich kanns nicht denken, mich so ganz hinzugeben an einen andern, bis zum Aufgeben meines Willens, meiner eigenen Persönlichkeit; nein, nie, ich muß suchen auf eine andere Weise glücklich zu werden.“ Sie wollte aufspringen, aber Marie hielt sie schmeichelnd zurück.

„Komm,“ bat sie, „es ist spät, wir wollen schlafen gehen.“ Zugleich zog sie die kleinen entblößten Füße unter die Decke.

Elvira küßte sie hierauf in diese Decke bis zur Brust ein. „Schlafe mein Kind,“ sagte sie mit einem fast mütterlichen Ton, „und träume von ihm.“

Marie warf den Arm über ihre Augen und legte sich auf die Seite. „Ach ja, von ihm,“ flüsterte sie mit einem kleinen Wonneschauer, „von ihm, der jetzt in die Nacht hinausfart, und weiter, immer weiter sich von mir entfernt; wann werde ich ihn wiedersehen!“ Sie vergrub ihr erglühendes Gesicht in die weißen Linnen.

Elvira betrachtete einen Augenblick dies liebliche jungfräuliche Wesen, über das so plötzlich die Liebesensucht gekommen war, und damit ihrer Schönheit einen neuen wunderbaren Reiz anfügte. Sie beugte sich zu ihr herab und küßte sie auf die Stirne. „Gute Nacht, Marie.“

Diese umschlang ihren Hals mit beiden Armen und sie zu sich herniederziehend, küßte sie sie auf den Mund wiederholt und heftig. „Gute Nacht, gute Nacht, liebe wol!“ flüsterte sie.

Elvira lächelte und als Marie mit geschlossenen Augen und einem glückseligen Lächeln wieder in die weißen Polster zurück sank, trat sie hinweg und ans Fenster. Der Mond senkte sich hinter den Dächern des schmalen Gäßchens hernieder. Ein grauer Morgennebel erhob sich; auch vor ihrer Seele lag alles so grau, so nebelhaft. Lange, lange sah sie hinaus, träumerisch, sinnend. „Werde ich's erreichen, werde ich Ruhm erwerben und glücklich sein?“ fragte sie sich. Dann streifte wieder ihr Blick die ruhig atmende Schläferin. „Niemand so wie sie,“ sagte sie sich, „niemand, niemals!“

Der erste Lichtstral des hereinbrechenden Tages erglänzte in den Tränen ihrer Augen. (Fortsetzung folgt.)

In Tessings hundertjägeriger Godesfeier.

(Hierzu das Porträt Tessings.)

Alle Leser der „Neuen Welt“, welche bei ihr schon länger als einen ganzen Jargang hindurch in Treue ausgeharrt haben, wissen Ausfürliches von dem Leben und Wirken des großen Toten, an dessen Grab am 15. Februar 1881 die ganze nach

europäischen Kulturbegriffen gebildete Menschheit im Geist herantritt, um wemutsvoll den Zoll unerschütterlicher Verehrung und tiefster Dankbarkeit darauf niederzulegen.

Die ganze gebildete Menschheit — die Menschheit, in des

Wortes voller Bedeutung überhaupt, soweit sie von ihm weiß und ihn begreift — denn auch Lessing gehört ihr ganz mit jeder Faser seines warmen Herzens, mit jedem Akte seines mächtigen Willens, mit jedem Werke seines großartigen Schaffens. Er war nicht nur einer der größten und besten Deutschen — er war schlechthin einer der allergrößten und edelsten Menschen, die je gelebt, — ein Geist, der in mancher seiner Leistungen von keinem andern Menschen — auch von dem größten nicht — erreicht worden ist.

Die Leser der „Neuen Welt“ mögen mir gestatten, zu der Feier dieses Gedenttages dadurch mein äußerst bescheidenes Scherflein beizutragen, daß ich kurz hindeute auf einen Punkt in Lessings Wirksamkeit, welcher Mittel- und Brennpunkt derselben gewesen, oder auch die unerschöpfliche Quelle derselben.

Wie er nach Wahrheit rang und wie er ihr Wesen begriff, darin vor allem ist er Meister und Muster für alle Zeiten.

Zu der 1778 geschriebenen Duplik sagt Lessing:

„Ein Mann, der Unwahrheit unter entgegengesetzter Ueberzeugung in guter Absicht ebenso scharfsinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist unendlich mehr wert, als ein Mann, der die beste, edelste Wahrheit aus Vorurteil mit Verschreitung seiner Gegner auf alltägliche Weise verteidigt.“

„Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgendein Mensch ist, oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestet. Der Besitz macht ruhig, trägt, stolz —

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusätze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wäle! Ich siele ihm in Demut in seine Linke und sagte: Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“

Gewiß wird es viele geben, welche auf den ersten Blick und der landläufigen Anschauungsweise folgend, sich garnicht in das, was Lessing über die Wahrheit und das Streben nach ihr sagt, hineinzuversetzen vermögen.

Ein Mann, der die Wahrheit, noch dazu die beste, edelste Wahrheit, verteidigt, soll unter Umständen viel weniger wert sein, als ein anderer, der etwas, was er zwar für wahr hält, das aber dennoch irrig ist, in gewisser Weise zur Anerkennung zu bringen sucht.

Indessen ist das Verständnis für diese Behauptung Lessings wol nicht so schwer zu gewinnen. Wer etwas Wares aus „Vor-

urteil“ versteht, hat darüber nicht tiefer nachgedacht, er hat das Ware nicht mit eigener Mühe gefunden, er stieß darauf, wie — um ein triviales Bild zu gebrauchen — die blinde Henne auf das Korn, daß er in diesem bestimmten Falle im Besitze eines Granes Wahrheit ist, daran hat er kein Verdienst. Und auch auf diesem Gebiete gilt der Grundsatz: wie man etwas gewonnen, so gibt man es gemeinhin auch aus. Wer nicht mit saurem Gedankenschweiß sich eine Erkenntnis errungen, der schwätzt, wenn er seine Meinung verteidigt, leichtsinnig ins Zeug hin, siet geringschätzig auf die Leute herab, die anderer Meinung sind — ist es doch so leicht, zur richtigen Ansicht zu kommen, wie er glaubt. Dieser wird mit seiner Verteidigung von etwas Warem die schärfer

denkenden und edler fühlenden Gegner nicht überzeugen, sondern vor den Kopf stoßen, er wird die Wahrheit nur kompromittieren und im allgemeinen mehr schaden als nützen.

Wie ganz anders der Mann, der seinen Irrtum „in guter Absicht ebenso bescheiden als scharfsinnig“ durchzusetzen sucht! Er leistet sich selbst damit den größten Dienst, indem er, wie Lessing selbst hervorhebt, seine Kraft, zu forschen und durch eigene Denkfähigkeit zu erkennen — nicht mit Hilfe eines glücklichen Zufalls ein Stück Wahrheit vom Wege aufzulegen — erweitert und stärkt. Dabei nützt dieser Mann der Wahrheit, indem er auch andere zum Denken anregt und anreizt, statt sie davon abzuschrecken.

Und im ganzen und großen wird der letztere dem ersteren immer überlegen sein. Neben einer Wahrheit schwirren hundert und tausend Irrtümer in der geistigen Atmosphäre herum, — wer da gewont ist, one viel Besinnen den Mund aufzusperren, wenn es gilt, sich geistig zu nähren, der wird und muß eher von Torheit gefüllt

sein bis zum Ersticken, bevor vom Weine der Wahrheit auch nur wenige Tröpflein über seine Lippen gekommen sind.

Aber Lessing ziet ja sogar das unausgesetzte Irren dem Besitz alles dessen, was Wahrheit ist, vor. — Nun, grade dieser Teil der zitierten Aeußerung beweist, wie tief Lessing das Wesen der Wahrheit erfaßte. Absolut war ist unsre Erkenntnis von den Dingen nur, wenn wir diese in ihrem ganzen Sein und in allen ihren Beziehungen, d. h. in und mit allem, was da ist, erfassen. — Solch' ein Allesumfassen der menschlichen Erkenntnis ist aber undenkbar, — das menschliche Wissen ist und kann nur bleiben ein Fortschreiten vom weiter umfassenden, tieferen Nichtwissen zum minder umfassenden, minder tiefen, und grade in diesem Fortschreiten liegt alle Befriedigung, die der menschliche Geist zu empfinden fähig ist.

Lessing hat uns also auch mit dieser Auffassung des Wahren und der Forschung danach auf die rechte Bahn gewiesen, ein Stück unbezahlbarer Selbsterkenntnis uns gelert.

B. G.



Gotthold Ephraim Lessing.



Heilkunde in der Kinderstube. (Seite 254.)

Cartesius und Spinoza. Ihr Verhältnis zur modernen Weltanschauung.

Von Dr. Arthur Külberger.

(1. Fortsetzung.)

„Das Wesen,“ sagt Cartesius, „welches eine solche Existenz hat, daß es keines anderen Wesens bedarf, um zu existiren, nenne ich Substanz. Nur Gott aber ist ein solches Wesen, das durchaus keine anderen bedarf. Alle anderen Substanzen können nicht ohne den Beistand Gottes existiren. Das Wort Substanz hat daher eine andere Bedeutung, wenn von Gott, eine andere, wenn von den übrigen Wesen die Rede ist. Die körperliche Substanz und der Geist oder die denkende Substanz können beide unter der gemeinschaftlichen Bestimmung begriffen werden, daß sie Gottes Mitwirkung oder Beistand zur Existenz bedürfen. Allein aus der bloßen Existenz kann die Substanz nicht erkannt werden, denn die Existenz bestimmt nicht; leicht wird sie dagegen aus jedem ihrer Attribute erkannt. Jede Substanz hat jedoch nur eine Haupteigenschaft, die ihr Wesen ausmacht und auf die alle anderen Eigenschaften oder Attribute zurückgeführt werden können. So konstituiert die Ausdehnung das Wesen der körperlichen Substanz, das Denken das Wesen der denkenden, alle übrigen Eigenschaften sind nur modi, bestimmte Arten und Weisen des Denkens. Wir haben also zwei klare und deutliche Ideen oder Begriffe, den Begriff der erschaffenen, denkenden Substanz und den Begriff der körperlichen Substanz, vorausgesetzt nämlich, daß wir alle Attribute des Denkens genau von den Attributen der Ausdehnung unterscheiden. Ebenso haben wir auch eine klare und deutliche Idee von der unerschaffenen und unabhängigen denkenden Substanz, nämlich von Gott.“ — Diese Worte des Cartesius gewähren einen außerordentlich tiefen Einblick in sein innerstes Denken. Er, der uns erklärt hat, daß zum Begriff der Materie einzig die Ausdehnung gehöre, daß also diese Ausdehnung das Wesen der Materie bilde, er faßt nun beide Momente unter dem Namen Substanzen zusammen. Er fällt aber selbst im Innersten die Unvereinbarkeit, den Widerspruch dieser Substanzen, die er begrifflich jede für sich erfaßt. Um diese Unvereinbarkeit aufzuheben, braucht er ein höheres, noch allgemeineres Prinzip — Gott. Dieser Gott ist bei ihm aber nur eine Vorstellung, die er nicht entbehren kann, die er absolut braucht, um die tatsächlich unvermittelten Grundanschauungen seiner Philosophie zu versöhnen. Dieser Gott ist also nicht bloß eine Substanz, sondern schlechtweg die Substanz, d. h. „ein Wesen, welches eine solche Existenz hat, daß es keines anderen Wesens bedarf, um zu existiren“.

Wir stehen an der Schwelle zu Spinoza. Wol ist auch ihm der Geist eine Substanz, die Materie eine Substanz und jedes von beiden kann eben als Substanz für sich allein begriffen werden. Allein, was heißt das? Der Geist ist in Beziehung auf die Materie eine rein gegenwärtliche, negative Bestimmung, eine bloße Negativität. Er faßt und erkennt sich, wie Cartesius gezeigt, eben in seinem Gegensatz zur Materie. Und wie ist es mit der Materie? Nicht anders als mit dem Geiste: sie ist das dem Geiste Entgegengesetzte, von ihm Zurückgestoßene, auch sie ist bloße Negation des Geistes, Negativität. Beide aber, Geist und Materie, erhalten ihre positive Bestimmung im Begriff der Substanz. Für sich allein ist keins von beiden etwas, vielmehr jedes nur die Negation des andern, aber im Begriff der Substanz finden sie sich, in ihm lösen sie sich auf, in ihm werden sie gleichzeitig identisch. Die Abhängigkeit beider von Gott ist bei Cartesius eine schwankende, unsichere, bloß in der Vorstellung seiende; tatsächlich sind sie ihm beide unabhängig, selbständig. Die Tätigkeit oder Einwirkung Gottes war nur eine ursprüngliche, weit, weit zurückliegende, keine unmittelbar bestimmende. Ein anderes ist die Substanz des Spinoza. Da Geist und Materie ihre positive Bestimmtheit erst in der Substanz erhalten, so sind sie für sich nichts, bloße Abstraktionen, Regirungen; was in ihnen vielmehr ist, ist allein die Substanz. Die Substanz ist also das einzige, schlechthin positive, wirklich reelle, bestimmte Sein; Geist und Materie sind nur Formen der Substanz, für sich allein hat keines von beiden Existenz. Die Substanz ist daher jenes allgemeinste, unendliche Wesen, welches bei Cartesius als Gott über den unvermittelten Gegensätzen schwebt; sie ist, mit einem Wort, Gott. Wirklichkeit, Existenz, objektive Wirkhaftigkeit hat daher nur die Substanz. Der Begriff der Substanz kann aber nicht mer unterschieden werden vom Begriff Gottes. Keiner dieser beiden Begriffe hat mer eine besondere Existenz für sich, sie sind eins — die absolute, reine, all-

einige Wirklichkeit. Die Substanz des Cartesius also, dieses exoterische (draußen seiende) Wesen, wird durch Spinoza esoterisch (drinnen seiend), rückt in den Mittelpunkt des Alls, wird mit ihm gleich und identisch. Die Einheit dieser spinozistischen Substanz wird zum absolut reellen, unendlichen Wesen, das alle Wirklichkeit in sich faßt, wird das Wesen, dessen Existenz von seinem Wesen nicht unterschieden ist. Daraus folgt, daß die Substanz oder Gott keine von seinem Wesen unterschiedene, also persönliche Existenz haben kann; das absolut reale Wesen hat eine absolut reale Existenz. Es umfaßt die ganze Sphäre des Seins: sein Sein ist alles Sein und alles Sein sein Sein. (Feuerbach) — est omne esse et praeter quod nullum datur esse.

Hören wir Spinoza selber: „Gott,“ sagt er, „existirt notwendig. Denn Nichtexistiren können ist ein Unvermögen, wie von sich selbst erhellt, dagegen Existiren können ein Vermögen. Wenn daher das, was bereits notwendig existirt, nur endliche Wesen sind, so haben die endlichen Wesen mer Vermögen, mer Macht, als das absolut unendliche Wesen, was aber, wie durch sich selbst klar ist, ein Widerspruch ist. Also existirt entweder nichts oder das absolut unendliche Wesen existirt auch notwendig. Nun existiren aber wir, sei es nun in uns, oder in einem anderen, was notwendig existirt. Also existirt das absolut unendliche Wesen, d. i. Gott, notwendig.“ „Gottes Existenz und Wesen sind identisch; seine Existenz ist folglich nichts anderes als sein Wesen.“ „Außer Gott kann keine Substanz sein, noch gedacht werden. Hieraus folgt, daß die körperliche und die denkende Substanz zu Gott gehören. Das Denken ist also ein Attribut Gottes oder Gott ist ein denkendes Wesen. Ebenso ist aber auch die Ausdehnung ein Attribut Gottes oder Gott ist ein ausgedehntes Wesen.“

Er schön erläutert nun Spinoza, wie die Erkenntnis des Denkens und der Ausdehnung als Attribute Gottes jeden Gedanken eines „Erhoffenseins, Entstehens“ überhaupt ausschließt. „Alle,“ sagt er, „die nur einigermaßen über das Wesen Gottes nachgedacht haben, behaupten, daß Gott nichts Körperliches oder kein Körper sei. Dies ist auch ganz richtig; denn unter einem Körper versteht man eine bestimmte Ausdehnung von einer bestimmten und begrenzten Gestalt und diese kann natürlich nicht dem absolut unendlichen Wesen zukommen. Aber sie gehen noch weiter, sie sprechen selbst die körperliche Substanz Gott ab und nehmen an, daß dieselbe erschaffen sei. Aus welchem Vermögen Gottes sie übrigens erschaffen werden konnte, wissen sie durchaus nicht und zeigen damit an, daß sie selbst nicht verstehen, was sie sagen. Sie verneinen aber die körperliche Substanz von Gott aus diesen Gründen, nämlich, weil sie aus Teilen zusammengesetzt, also endlich, weil sie teilbar, also passiv und folglich eine Gottes, als des unendlichen und absolut reellen Wesens unwürdige Bestimmung sei. Allein die Annahme, daß die körperliche Substanz, die doch nur unteilbar, einzig und unendlich gedacht werden kann, aus endlichen Teilen zusammengesetzt, vielfach und teilbar sei, ist eben ganz falsch und nicht weniger ungereimt, als die Annahme, daß der Körper aus Oberflächen, die Oberflächen aus Linien, die Linien aus Punkten zusammengesetzt sind und kommt nur daher, daß wir auf doppelte Art die Ausdehnung auffassen. Die eine ist die oberflächliche und abstrakte, nämlich die der sinnlichen Vorstellung, die andere die der Vernunft, die sie nicht abstrakt und oberflächlich, sondern allein als Substanz denkt. Wenn wir daher die Quantität betrachten, wie sie in der sinnlichen Vorstellung ist, und diese Betrachtung ist uns die ge-läufigste, so finden wir sie endlich, teilbar und zusammengesetzt; betrachten wir sie aber, wie sie in der Vernunft ist, und fassen sie als Substanz, was übrigens sehr schwer ist, so finden wir, daß sie unendlich, einzig und unteilbar ist. — Daß wird nun allen, die einen Unterschied zu machen wissen zwischen Vorstellung oder Einbildung und Vernunft, hinlänglich klar sein, zumal, wenn sie erwägen, daß die Materie überall dieselbe ist und Teile in ihr nur unterschieden werden, inwiefern wir sie auf verschiedene Weise bestimmt denken, ihre Teile daher nicht mit ihrem wirklichen Wesen, sondern nur der Art und Weise nach, wie dieses Eine Wesen bestimmt ist (nicht der Materie, nur Form nach) unterschieden sind. Das Wasser z. B. als Wasser kann wol geteilt und seine Teile können von einander abgefordert werden, aber

inwiefern es körperliche Substanz ist, kann es nicht geteilt und gesondert werden. So entsteht und vergeht auch das Wasser als Wasser, aber als Substanz ist es unentstanden und unvergänglich. Die Ausdehnung oder Materie ist daher als Substanz notwendig ein Attribut oder eine Bestimmung Gottes."

Der Begriff der beiden Attribute und ihre Beziehung zur Substanz ist der Knotenpunkt der spinozistischen Philosophie. In ihm konzentriert sich die grandiose Weltanschauung Spinoza's, hier liegt seine Stärke, aber auch, wie wir später sehen werden, seine Schwäche. Hören wir den Denker weiter: „Gottes Wesen ausdrückende Bestimmungen oder Attribute," sagt er, „sind also Denken und Ausdehnung, in denen alle Dinge begriffen sind. Alle besondern Dinge sind daher nichts als Affektionen der Attribute Gottes oder Arten und Weisen, welche die Attribute Gottes auf eine bestimmte Weise ausdrücken."

„Alles, was ist, ist in Gott und nichts kann ohne Gott sein, noch gedacht werden."

„Aus Gott oder dem unendlichen Wesen ist Unendliches auf unendliche Weisen d. i. alles notwendig gefolgt, und folgt wieder mit derselben Notwendigkeit aus ihm ebenso, wie aus der Natur des Dreiecks von Ewigkeit zu Ewigkeit folgt, daß seine drei Winkel zweien Rechten gleich sind. Von Ewigkeit her war die Allmacht Gottes tätig und wird bis in Ewigkeit in derselben Tätigkeit beharren."

„Der Wille kann nicht eine freie Ursache, sondern nur eine notwendige oder gezwungene genannt werden. Denn der Wille ist, wie der Verstand, nur eine bestimmte Art des Denkens und es kann daher, da alles Einzelne nur durch Einzelnes, alles Bestimmte nur durch Bestimmtes bestimmt wird, kein Willensakt existieren oder zum Wirken bestimmt werden, wenn er nicht von einer anderen Ursache bestimmt wird, diese wieder von einer anderen und so fort, bis ins Unendliche."

„Gott handelt darum nicht aus Willensfreiheit, und der Wille gehört nicht zu ihm. Wille und Verstand verhalten sich nur so zum Wesen Gottes, wie Bewegung und Ruhe und überhaupt alles, was aus der Notwendigkeit der göttlichen Wesenheit folgt."

„Gott wirkt daher nicht aus Absicht, oder irgend eines Zweckes wegen; denn das ewige und unendliche Wesen, nämlich Gott oder die Natur wirkt aus derselben Notwendigkeit, aus der es ist. So notwendig nämlich, als seine Existenz aus seinem Wesen folgt, ebenso notwendig folgt auch sein Wirken aus ihm. Die Ursache daher oder der Grund, warum Gott wirkt und die Ursache oder der Grund, warum Gott existiert, ist einer und derselbe. Wie er also keines Zweckes wegen existiert, so wirkt er auch keines Zweckes wegen, sondern wie seine Existenz, so hat auch sein Wirken keinen Zweck und Grund."

„Die Zweckursachen sind überhaupt nur menschliche Erfindungen oder Erdichtungen, denn alles quillt aus der ewigen Notwendigkeit und höchsten Vollkommenheit der Natur hervor. Die Annahme von Zwecken in der Natur lert daher die ganze Natur um. Denn das, was wahrhaft Ursache ist, macht sie zur Wirkung und umgekehrt, ferner, das, was der Natur nach früher ist, zum Späteren und endlich das, was das Höchste und Vollkommenste ist, zum Unvollkommensten. Denn die vortrefflichste Ursache ist die, welche von Gott unmittelbar hervorgebracht wird."

„Die Dinge konnten auf keine andere Weise und in keiner anderen Ordnung von Gott hervorgebracht werden, als sie hervorgebracht sind. Denn alle Dinge sind notwendig aus der Natur Gottes gefolgt."

„In der Wirklichkeit gibt es nichts Zufälliges, sondern alles ist von der Notwendigkeit des göttlichen Wesens bestimmt, auf eine gewisse Weise zu existieren und zu wirken."

Mit der gleichen grandiosen Einfachheit und Klarheit spricht Spinoza zur Philosophie des Geistes: „Die Idee," sagt er, „ist der Begriff des Geistes, welchen der Geist deswegen, weil er ein denkendes Wesen ist, bildet."

„Die Ideen der einzelnen Dinge müssen so in der unendlichen Idee Gottes enthalten sein und begriffen werden, als das formale, wirkliche Wesen der einzelnen Dinge oder die einzelnen Dinge selbst in den Attributen Gottes enthalten sind."

„Die Ordnung und der Zusammenhang der Ideen ist identisch mit der Ordnung und dem Zusammenhang der Dinge. Hieraus folgt, daß das Denkvermögen Gottes seinem Vermögen, zu wirken, gleich ist, d. i. daß alles, was formaliter aus der unendlichen Natur Gottes folgt, auch objektiv in Gott aus der Idee Gottes: in derselben Ordnung und demselben Zusammen-

hang folgt. Die denkende und die ausgedehnte Substanz ist nämlich eine und dieselbe Substanz, die jetzt unter diesem, jetzt unter jenem Attribut betrachtet wird."

„Geist und Körper sind also ein und dasselbe Individuum, welches jetzt unter dem Attribut des Denkens, jetzt unter dem Attribut der Ausdehnung betrachtet wird, und ebenso ist die Idee des Geistes und der Geist selbst eine und dieselbe Sache, ein und dasselbe Wesen, welches unter einem und demselben Attribute, nämlich dem des Denkens, gedacht wird."

„Die Menschen glauben freilich steif und fest, daß Ruhe und Bewegung und andere Handlungen des Körpers bloß vom Willen des Geistes und dem Denkvermögen abhängen; aber sie wissen nicht und niemand hat noch gezeigt, was der Körper allein nach den Gesetzen seiner Natur, inwiefern sie nur als körperliche betrachtet werden, alles zu tun und zu wirken vermag. Sie wollen sich dabei nur auf die Erfahrung stützen und es als eine Tatsache behaupten, daß der Körper träg wäre, wenn nicht der menschliche Geist zum Denken aufgelegt wäre und daß es ganz in der Gewalt des Geistes siehe z. B. ebensowol zu sprechen, als zu schweigen. Aber, was das Erste betrifft, lert uns denn nicht im Gegenteil die Erfahrung, daß, wenn der Körper träg ist, zugleich auch der Geist nicht zum Denken aufgelegt ist? Denn, wenn der Körper im Schlafe ruht, so bleibt auch zugleich mit ihm der Geist in Untätigkeit und hat nicht die Fähigkeit, so, wie im Wachen, zu denken. Auch haben wol alle schon die Erfahrung gemacht, daß die Fähigkeit zu denken, zu verschiedenen Zeiten auch verschieden ist und von der Disposition und Fähigkeit des Geistes abhängt. Was aber das Zweite betrifft, so würde es wahrlich besser mit dem menschlichen Leben stehen, wenn das Schweigen ebenso in der Gewalt der Menschen stände, als das Reden. Leider wissen wir aber nur zu gut aus der Erfahrung, daß die Menschen nichts weniger als ihre Begierden bezähmen können. Das Kind glaubt freilich, es begehre die Milch aus Freiheit, der zornige Knabe, er wolle die Rache, der Feige, er wolle die Flucht, der Betrunkene, er spreche aus freiem Geistesentschlusse, das, was ihn nachher im nüchternen Zustand reut, gesagt zu haben. Das Kind, der Narr, der Schweiger und die meisten Menschen dieses Gelichters sind derselben Meinung, nämlich, daß sie aus freiem Geistesentschlusse reden, während sie doch ihrem Drang zum Reden keinen Einhalt tun können. Ebenso deutlich als die Vernunft, lehrt daher die Erfahrung, daß die Menschen nur deswegen glauben, sie seien frei, weil sie ihrer Handlungen zwar sich bewußt sind, aber nicht die Ursachen wissen, von denen sie bestimmt werden."

„Das Wesen (oder die Freiheit) des Geistes besteht allein in der Erkenntnis."

„Wir sind nur insofern frei oder tätig, als wir erkennen, denn nur die Erkenntnis folgt mit Notwendigkeit aus dem Wesen unseres Geistes allein, sie kann nur aus den Gesetzen der Natur des Geistes allein abgeleitet und erkannt werden."

„Die ware Methode der Erkenntnis ruht allein auf der Idee Gottes."

„Jeder, der eine ware Idee hat, weiß ja, daß die ware Idee die höchste Gewißheit enthält; denn eine ware Idee haben, heißt eben nichts anderes, als von einer Sache die beste und vollkommenste Erkenntnis haben. Was gäbe es denn auch noch Klareres und Gewisseres, als die ware Idee, so daß es die Norm der Wahrheit sein könnte? Wahrlich, wie das Licht sich selbst und die Finsternis offenbart, so gibt die Wahrheit sich selbst und ihr Gegenteil zu erkennen. Ueberdem bedenke man, daß der menschliche Geist, insofern er die Dinge wahrhaft betrachtet, ein Teil der unendlichen Vernunft Gottes ist."

Was ist denn nun aber diese absolute, reine, alleinige Wirklichkeit Spinoza's? Was ist sein alles bestimmender Gott, seine Substanz, die einzig wahrhafte Existenz hat, deren Existenz mit ihrem Wesen identisch ist? Was ist das für eine wunderbare Einheit, in welcher sogar die Gegensätze von Geist und Körper, Bewegung und Materie verschwinden, der gegenüber diese scheinbar wirklichsten Gegensätze zu bloßen Attributen, d. h. Formen, Eigenschaften herunterstinken? Es ist — selbst, wenns auch Spinoza nicht direkt gesagt hätte, könnte die Antwort nicht zweifelhaft sein — es ist die Natur. „Die Macht" sagt er, „wodurch die einzelnen Dinge und folglich der Mensch sein Sein erhält, ist selbst die Macht Gottes oder der Natur. Die Macht der Menschen ist daher ein Teil der unendlichen Macht Gottes oder der Natur." Und ähnlich spricht sich Spinoza an mehreren andern Stellen seiner Werke aus. (Schluß folgt.)

Die Herrin von Dar-Oschun.

Von Wanda v. Dunajew*).

Unmittelbar nach dem zweiten Sturze Napoleons begann die bourbonische Monarchie ihre alten Intriguen. Unter den politischen Agenten, die man in den Orient sandte, damit sie dort unter der christlichen Bevölkerung agitirten, befand sich ein junger Franzose, namens Armand Lucnay, der Sohn einer alten, ehrwürdigen Familie. Die Regierung hatte ihn beauftragt, sein Augenmerk besonders auf den Libanon zu richten und dort die christlichen Maroniten für Frankreich zu gewinnen.

Lucnay landete in Saïda. Von hier aus begann er seine Tätigkeit. Um der furchtbaren Glut, die bei Tage herrschte, zu entgehen, zog er gewöhnlich die frischen, fast kühlen Nächte zu seinen Streifzügen vor. Mit wenigen Begleitern von einem Anführer der Maroniten zu dem andern ziehend, kam er auf diese Weise einmal Nachts in ein herrliches, kleines, rings von großen Felsenwänden eingeschlossenes Tal des Libanon. Es war eine wunderbare, von süßen Düften durchwogte Mondnacht, deren fremdartigem Zauber sich der junge Mann mit ganzer Seele hingab. In liebliche Träume versunken, bog er mit seinen Leuten aus dem mondhellten Grasland in die dunklen Schatten eines Cedernwaldes ein.

Kaum hatten sie darin nur wenige Schritte gemacht, wurden sie von Drusen überfallen, und ehe sie sich noch zur Wäre setzen konnten, wurden sie von denselben zu Gefangenen gemacht.

Armand Lucnay verfluchte seine und seiner Leute Sorglosigkeit, er wünschte sich lieber auf dem Grunde des Meeres, als in den Händen der Moslims zu sein, von denen er sich bereits auf den nächsten Markt geschleppt und als Sklave verkauft sah. Die Gefangenen mußten den Weg zurück, den sie gekommen waren. Als sie wieder in dem klaren Licht des Mondes dahinritten, sprengte plötzlich ein junger Türke auf feurigem Pferde heran. Armand erkannte an der reichen Kleidung desselben, daß er von vornehmerm Stande sein müsse, und rief ihn in seiner Muttersprache an. Der Türke brachte überrascht sein Pferd zum Stehen, und die Drusen namen sofort eine ehrerbietige, ja demüthige Haltung an. Lucnay schilderte ihm den Ueberfall und bat um seine Hülfe, und dieser antwortete ihm im reinsten, elegantesten Französisch, wie es damals nur die höchsten Kreise in Paris sprachen. Mit einer stolzen Handbewegung rief er den Anführer der Drusen, Emir Besch, zu sich. Armand verstand nicht, was er ihm sagte, aber der Ton seiner Worte klang befehlend und verweisend. Der Emir neigte sein Haupt bis zur Erde und ließ sofort den Gefangenen die Fesseln abnehmen.

Armand dankte dem Retter in warmen Worten, die dieser mit huldvollem Lächeln entgegenkam. Das Auge des Franzosen hing wie gebannt an der von Reichtum und Schönheit strahlenden Erscheinung des jungen Türken. Wer konnte das sein? Die Frage beschäftigte ihn unaufhörlich. Der räthelhafte Fremde forschte nun, wohin er sich zu wenden gedente und bot ihm, falls er für diese Nacht nichts mehr zu unternehmen habe, seine Gastfreundschaft an. So artig auch diese Einladung klang, so war doch das ganze Wesen des jungen Mannes von jener befehlenden Weise, wie sie nur Königen und Herrschern eigen ist. Lucnay, dessen Neugierde auf das höchste gespannt war, nam das Gebotene dankbar an.

Sie ritten einen steilen Felsenpfad hinan und kamen nach etwa einer Stunde an eine hohe starke Mauer. Der Türke ließ ein kleines silbernes Horn, das auf seiner Schulter hing, ertönen, und wie mit einem Zauberstrahl öffnete sich das Thor. Durch dasselbe kamen sie in einen Vorhof, der ein riesiges Felsen-schloß umgab, das mer einer Festung, als einem friedlichen Wohnsitz glich. In dem Hofe lagerten neben kleinen Zelten weiße und schwarze Sklaven, die bei dem Anblicke ihres Herrn sich mit dem Gesichte zur Erde warfen. Der schöne Türke erteilte mit lauter Stimme Befehle, Armand verstand kein Wort, es war offenbar arabisch, aber er begriff es vollkommen, daß seine Untergebenen mit Blitzesschnelle seinen Wünschen nachkamen, denn er selbst fühlte sich niedrig und klein der dämonischen Gewalt dieses seltsamen Mannes gegenüber.

„Ich hoffe, Sie werden gut schlafen,“ sagte der Türke, leicht vom Pferde springend und sich mit vornehmerm Anstand vor dem Franzosen verneigend, „ich habe bereits für Ihre und Ihrer Leute Unterkunft gesorgt.“

Lucnay dankte und folgte dem Wink eines Mannes, der ein Aufseher zu sein schien und der ihn samt seinem Gefolge in eines der Nebengebäude führte, wo sie ein gutes und angenehmes Nachtquartier fanden.

Früh am nächsten Morgen, noch ehe die Hitze das Verweilen im Freien unangenehm machte, verließ Armand mit seinen Leuten das Schloß, um seinen durch das Abenteuer unterbrochenen Weg fortzusetzen. Er konnte seinem gastfreundlichen Retter, den er zu so früher Stunde nicht zu stören wagte, nicht mehr danken, und ebenso hatte er vergebens versucht, durch die Dienerschaft des Schlosses zu erfahren, wer der Besitzer desselben sei. Ein seltsames Geheimnis schien das schöne Felsen-schloß zu umgeben.

Lucnay sollte indes für diesmal den beabsichtigten Weg nicht machen. Kaum war die kleine Karawane einige Stunden geritten, als sie von einem reitenden Boten eingeholt wurde, der Armand eine Depesche überbrachte, die ihn sofort nach Saïda zurückzukehren bestimmte.

Dringende Geschäfte namen ihn dort durch einige Tage ununterbrochen in Anspruch, so daß er nahe daran war, die Einladung einer vornehmen griechischen Familie, deren Bekanntschaft er in Saïda gemacht hatte, zu einer Soirée zu refusiren, wenn derselben nicht die lockenden Worte beigefügt gewesen wären: kommen Sie, Sie werden bei uns die interessanteste Frau des Jahrhunderts kennen lernen.

Der junge Diplomat arbeitete nun doppelt fleißig, um die wenigen Abendstunden für sein Vergnügen zu gewinnen, was ihm auch gelang.

„Wer ist in Ihren Augen die interessanteste Frau des Jahrhunderts?“ war seine erste Frage, als er bei seinen Freunden eintrat.

„Lady Hester Stanhope, die Königin von Palmyra,“ antworteten diese lächelnd.

„Von welcher Lady Stanhope sprechen Sie?“ fragte der Franzose wieder.

„Von welcher sonst, als von der Nichte des großen Pitt!“

„Sie nannten Sie doch die Königin von Palmyra?“

„Wissen Sie denn nicht, daß die Bewohner jener Gegend sie zu ihrer Königin ausgerufen haben?“

Lucnay wußte es nicht. Er kannte wol den Ruf der Nichte des berühmten englischen Staatsmannes, als den der geistreichsten und schönsten Frau Englands, er wußte, daß sie zu Lebzeiten Pitts eine große Rolle gespielt hatte, daß sie die Vertraute ihres Onkels war, der sie in alle seine Pläne und Unternehmungen einweite, daß sie mit ihrem durchdringenden Verstande selbst dem apatischen Könige imponirt hatte, der sie seinen treuesten und besten Minister genannt, aber seit dem Tode Pitts wußte er nichts mer von Lady Hester Stanhope. Er wußte nicht, daß sie den Orient bereist hatte, daß ihr Moslims wie Christen überall Triumphe bereiteten, daß ihr Geist und ihre Schönheit merere syrische Stämme bewog, sie zu ihrer Königin auszurufen und ihr wie einer solchen zu huldigen. Alles das und noch mer erzählte ihm die Hausfrau und reizte damit seine Neugier so ser, daß er die Ankunft der berühmten Engländerin kaum erwarten konnte.

Man war noch mitten im Gespräch, als die Thüre aufging und eine hochgewachsene Frau in kostbarer türkischer Kleidung, aber unbehüllten Hauptes, eintrat. Gang und Haltung der Dame waren von offenbar ungekünstelter Majestät, aber alles überstrahlte ihr Gesicht, das von einer wahrhaft blendenden Schönheit war.

„Lady Hester Stanhope,“ sprach die Hausfrau, die Fremde vorstellend. Armand Lucnay wagte nicht, ihr ins Gesicht zu sehen, es schien ihm wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht. Denn Lady Hester und der schöne Türke, der ihn gerettet, waren eine und dieselbe Person.

*) Dieser kleinen Erzählung der unter dem oben angegebenen Schriftstellernamen schreibenden Frau von Sacher-Masoch liegt historische Wahrheit zugrunde; die Herrin von Dar-Oschun hat gelebt und ist in ihrer geschichtlich äußerst merkwürdigen Individualität von der geehrten Verfasserin sehr treffend gezeichnet.

Die räthelhafte Frau selbst riß ihn aus seiner Verlegenheit, indem sie ungezwungen auf ihn zutrat und ihn an das interessante Abenteuer erinnerte. Schnell hatte sie ihn in ein Gespräch verwickelt, und war er früher geblendet von ihrer Schönheit, so war er es jetzt noch in weit höherem Maße von ihrem Geist, dem großen vorurteilsfreien Blick, mit dem sie Menschen und Verhältnisse beurtheilte. Armand fühlte sich fast beschämt dieser Frau gegenüber, die ihm berufen schien zu herrschen und die Gesichte ganzer Völker zu lenken. Der Zauber ihrer Erscheinung hielt ihn gebannt, bis sie wieder aufbrach, um Abschied zu nehmen.

„Kommen Sie auf mein Schloß im Libanon und bleiben Sie einige Zeit bei mir,“ sagte sie ihm herzlich die Hand reichend, „wir wollen über Politik sprechen.“ Lucnay sagte zu, und sie ging, einen unauslöschlichen Eindruck in der Seele des jungen Mannes zurücklassend.

Armand beeilte sich nun so sehr er konnte, seine Arbeiten in Saïda zu beenden und der Einladung Lady Hesters zu folgen. Eine Woche mußte er der Ungebild Zügel anlegen, dann war er frei.

Lady Hester Stanhope empfing ihn mit aufrichtiger Freude. „Ich bin sehr dankbar, daß Sie kommen,“ sagte sie ihm die Hand reichend, die er ehrerbietig küßte, „manchmal wird es mir doch zu einsam hier und ich sehne mich nach Gesellschaft, und Sie kommen ja aus der großen Welt — aus Paris.“

Der Gast erhielt einen Flügel des Schloßes zu seiner Wohnung und ein ganzes Duzend Sklaven zur Bedienung. Hester hauste auf ihrem Felsenschloß Dar-Dschun wie eine echte asiatische Despotin, von ihren Untertanen ebenso geehrt als gefürchtet. Die Bevölkerung des Libanon hielt sie für eine „heilige Frau“, für eine Seherin, die in den Sternen lesen und den Menschen und Völkern ihre Zukunft vorherzusagen könne. Tatsache war, daß Hester oft in sternenhellen Nächten auf einen der Thürme des Schloßes stieg und dort den Gang der Gestirne beobachtete, bis sie im Morgengraue verschwanden. Auch liebte sie es, ihre Träume zu beobachten und zu deuten und sie wußte jedes wich-

tige Ereignis ihres Lebens vorherzusagen. Wie in den Sternen, so las sie auch in den Seelen der Menschen, kein Gedanke konnte ihr verborgen bleiben, ihr scharfer Blick erriet alles.

Ellis, ein junges Mädchen, das sie aus England mitgebracht hatte, war ihre einzige Gesellschaft, alle andern waren Diener und Sklaven. Hester hatte die Gewohnheit einer Königin, und so überließ ihr Haushalt von Reichtum und Pracht. Der Luxus einer ganzen Welt war in ihren Wohnzimmern zusammengetragen worden, um ihr das Verweilen in denselben angenehm zu machen. Berauschernder Blumenduft erfüllte die Räume, und sie sog ihn mit Behagen ein, wenn sie, hingestreckt auf die schwellenden Divans aus rotem golddurchwirkten Damast, ihre herrlichen Glieder ausruhen ließ. Dann ließ sie sich gerne von ihren Dienerinnen die schweren Flechten lösen, deren goldene Wellen bis auf die Erde fluteten. Bei Tage schlief sie. Erst nach Sonnenuntergang stand sie auf und begann ihre Tätigkeit. Stundenlang saß sie am Schreibtisch; ihre Korrespondenz erstreckte sich über die ganze Welt, mit allen großen Männern ihrer Zeit stand sie in geistigem Verkehr, an allen politischen Ereignissen nahm sie regen Anteil. Fortwährend kamen und gingen Sendboten aus allen Theilen des Orients, um sich bei ihr Rat und Beistand zu erbitten. Ihr Einfluß auf die türkischen Paschas, die Fürsten der Drusen, die Anführer der Maroniten war so groß, daß man nichts zu unternehmen wagte, ohne sie vorher um ihre Meinung befragt zu haben. Ihre Sklaven und Diener behandelte sie strenge, oft grausam, aber immer gerecht.

Armand Lucnay bewunderte dieses Weib, das durch seine eigene geistige Kraft sich zu dieser Höhe emporgeschwungen hatte, und — fürchtete sich zugleich ein wenig vor ihr.

Wenn er nach langen und ernstlichen Gesprächen von Lady Hester kam, dann liebte er es, mit der kleinen bescheidenen Ellis über unbedeutende, nichtsagende Dinge zu plaudern. Der Geist Hesters regte ihn auf, und er mußte alle seine Kräfte anspannen, um demselben zu folgen, während die milde weiche Stimme Ellis ihn beruhigte und besänftigte. (Fortsetzung folgt.)

Zum hundertjährigen Geburtstage Chamisso's.

(Fortsetzung.)

Es war ein alter Student der Medizin, der da am 17. Oktober 1812 auf der jungen Universität Berlin seinen Einzug hielt, nachdem er bereits Offizier gewesen und zwei Jahre vorher schon hatte Professor werden sollen. — Der im folgenden Jahre ausbrechende Befreiungskrieg wider Napoleons Zwingherrschaft wurde für seinen schwer zu zügelnden Taten- und Freiheitsdrang wieder zu einer harten Prüfung. Er bewunderte zwar Napoleons Geistesgröße, aber er haßte glühend seinen Despotismus und hätte leidenschaftlich gern zu dessen Sturze beigetragen. Aber er hätte ja seinen Degen gegen Franzosen zücken müssen, und jede Kugel, die an seiner Seite auf des mit seinen Riesenplänen scheiternden Velteroberers Truppen abgefeuert worden wäre, hätte sein edles Herz mit getroffen. Das erwägten die Freunde sorglicher, als er selbst, darum hinderten sie ihn an der Ausübung seiner Absicht, als Freiwilliger an dem gewaltigen Kampfe teilzunehmen. Daß es „aufreibend“ für ihn war, „bei solcher waffenfreudigen Volksbewegung müßiger Zuschauer bleiben zu müssen“, wird ihm niemand bezweifeln. Aber auch jener Spott und Hon, welcher sich über seine unterliegenden Landsleute und ihren Kaiser ergoß, der ungeheure, parteiblinde Haß gegen das Volk seiner Geburt, der ihn in Deutschland in wilden Wogen jarelang umbrandete, zerriß ihm das Herz. Seine damalige Gemüthsstimmung kennzeichnet am besten ein Brief, worin der Gründer der großen Buchhandlung von Berthes, Friedrich Christoph Berthes im Jahre 1813 an Fouqué über ihn berichtete. „Ein wunderbarer und wunderlicher Mann! Ich habe ihn sehr liebenswürdig, sehr geistreich und sehr verstandvoll gefunden. Aber höchst unglücklich ist der Mann: er hat kein Vaterland! seine Natur gehört ganz seinem Mutterlande an und er kann davon sich nicht trennen, und kann doch auch nicht zu den Menschen gehören, die dort wachsen.“ Ein Glück war es für ihn, daß ihm die Familie Cünersdorf in jener peinvollen Zeit ein Asyl bot in ihrem Landsitz Cünersdorf, wo er in stiller Weltabschiedenheit die Muße zum Studiren und Schaffen wieder fand. Hier entstand ein kleines Werk, das zuerst seinen Namen weltberühmt machen sollte; „Peter Schlemihl's wunderbare Historie“. Wer den Inhalt der Historie des „Peter Schlemihl“ versteht, begreift den gewaltigen Erfolg, den sie in dem ersten Jahrzehnte ihrer literarischen Existenz erzielte und wird der Behauptung recht geben, daß sicherlich noch viele, viele Jahrzehnte, wenn nicht noch ein Jahrhundert, darüber vergehen werden, bis der „Peter Schlemihl“ als veraltet gelten, bis sein innerster Gehalt dem Volksgeföhle fremd geworden sein wird. Ein junger Mensch, ein armer Teufel von Haus her, verkauft einem mysteriösen, mit den sonderbarsten Zauberkraften ausgestatteten Alten, den er im Hause eines

vielbegüterten Kaufmanns begegnet, seinen Schatten für einen Geldsack, in welchen der Besitzer nur hineinzugreifen braucht, um haufenweise immer neue Schätze herauszuholen. Er ist nun unermäßig reich, aber er ist unglücklicher als zuvor, denn den Schattenlosen flieht alle Welt, man weist auf ihn mit Fingern, man entsetzt sich vor ihm ärger als vor dem schlimmsten Verbrecher. Den aus der Welt gleich einem Ausläufigen Ausgestoßenen sucht der Teufel — er war jener mit Reichen und Vornehmen aller Art auf dem vertrautesten Fuße lebende Hegenmeister, der den Schatten gekauft — zu einem weiteren Geschäft zu verführen. Er will ihm den Schatten wiedergeben und seinen Reichtum lassen, nichts weiter als seine Seele soll er ihm verschreiben. Aber Schlemihl läßt sich ein zweitesmal nicht fangen; er verzichtet auf Schatten und Reichtum und läßt sich um seine Seele nicht prellen. Dafür spielt ihm das Schicksal Siebenmeilenstiefel in die Hände, oder richtiger: an die Füße, und mit diesen durchstreift er nun kreuz und quer die Welt im Dienste der Wissenschaft und damit im Dienste der Menschheit. Das ist der Kern der Historie: ein kleiner unscheinbarer Kern, wenn man ihn in so nackter Darstellung bietet, und schier unerforschlich an ideellen Beziehungen und unergründlich im Gemüth, das sich darin offenbart, wenn man die äußerlich so anspruchslose kleine Geschichte selbst liest. Natürlich hat man, und vornemlich in Deutschland, viel darüber nachgedacht und geforscht, was der Dichter denn eigentlich unter dem Schatten verstanden haben möchte, und fast ergötlich ist es, zu sehen, wie sich deutsche Literaturhistoriker Mühe geben, sich und die Welt über das zu täuschen, was Schlemihl's Schatten in Wirklichkeit ist. Der demokratische Kurz sogar findet die Auslegung, daß Chamisso unter dem Schatten nichts anderes habe bezeichnen wollen, als das Vaterland, „durchaus verfehlt“ und meint, er habe „ganz einfach den alten Erfahrungssatz zur Anschauung gebracht, daß der Mensch in der gesellschaftlichen Welt sich nur durch den Besitz der bedeutungslosesten, wichtigsten Dinge Ansehen und Anerkennung verschaffen könne.“ Er muß sich in der Gesellschaft bewegen können, der Mode huldigen, einen Orden, einen Titel haben, sich in nichts von den anderen Menschenkindern unterscheiden, mit einem Worte: im hergebrachten Geleise leben.“ Nun bedenke man die Zeit, in der Chamisso den Peter Schlemihl geschrieben — es war das Jahr der einmütigen Kriegserhebung des deutschen Volkes, ja Europas, eine Zeit, in der nur die allerbeschränktesten, aller besseren und höheren Gesäße baren Menschen an solche Nebensachen, wie Titel, Orden, gesellschaftliche Anerkennung noch zu denken vermochten. Und Chamisso, derselbe Chamisso, der sich bitter darüber grämt, daß er in einer solchen waffenfreudigen Zeit daheim bleiben muß — hinter dem Ofen hervor der erhofften Völkerbefreiung tatenlos zuschauen — er soll versuchen wollen, der Welt in diesem denkbar unpassendsten Moment zu Gemüthe zu führen, wie grausam sie ist gegen die Titel- und Ordensmänner,

speziell gegen ihn, den sie auch noch mit solch' einem geschmackvollen Anredehaken und Adressenzierat verschönt hat. Aber es ist doch unmöglich, so denkt der, gewiß verdienstvolle, Literarchistoriker Kurz, daß Chamisso das Vaterland mit jenem nichtigen Dinge, dem Schatten, habe vergleichen wollen! — Unmöglich? Chamisso's wirkliches Vaterland war Frankreich. War es ihm bloß darum zu tun, dieses Vaterland wieder zu gewinnen, warum war er nicht für die Dauer nach Frankreich zurückgegangen — es hinderte ihn ja kein Mensch daran, und so lieb wie die deutschen Regierungen war ihm zweifellos die des ersten Napoleon auch. Die Literarchistoriker hätten sich nur daran zu erinnern brauchen, was Chamisso als seine Heimat betrachtete, so würden sie nicht mer haben leugnen können, daß ihm dieses angeborene Vaterland trotz ihrer blinden Voreingenommenheit für alles Angekommene nicht mer war als ein Schatten. Wie sang er bei der Ankunft in Swinemünde von seiner Weltreise im Oktober des Jahres 1818?

Heimkehret fernher aus den fremden Länden,
In seiner Seele tief bewegt der Wanderer;
Er legt von sich den Stab und kniet nieder,
Und senket deinen Schoß mit stillen Tränen,
O deutsche Heimat! —

Deutschland also war ihm Heimat, hier — nicht im Lande, in dem er geboren, in seinem Vaterlande, — wollte er leben und sterben. In einer anderen Zeit, als die von 1813, hätte sonach Chamisso's sein empfindendste Herz von dem Gefühle der Vaterlandslosigkeit kaum mer als gestreift werden können, und unter anderen Kulturmenschen, als deutsche Philister nun einmal sind, würde es ihn wol auch nicht mit einem leisen Hauche angefochten haben, nachdem ihm das Land, wo er aus der Geistesdämmerung der Kindheit zum Vollbewußtsein des Mannes herangereift, zur wahren Heimat geworden war. Aber gute Deutsche waren und sind selber zu gefühlvoll, als daß sie nicht jede Gelegenheit benützen sollten, bei jedem Mitgefühlsmenschen beständig die empfindlichsten Gemüthsaiten aus puren Mitleid anzuschlagen. „Der Mann ist fer unglücklich — er hat kein Vaterland“, schreibt der biedere Berthès. Wie oft mögen Chamisso diese Worte in jener vaterlands-überbegeisterter Zeit aus Dr. geklungen sein? Wie oft mag er sie von gutmütigen, mit einer gewissen Scheu — wie sie einen vor notorischen Unglücksmenschen zu ergreifen pflegt — ihn betrachtenden Antlitz abgelesen haben? Wie oft mag er dieses Mitleid, das nicht bloß bei ganz rohen Naturen gar leicht umschlägt in jene Selbstzufriedenheit, welche von den neutestamentlichen Worten trefflich charakterisirt wird: Ich danke Dir, Herr, daß ich nicht bin wie dieser Zöllner — wie oft, frage ich, mag er nicht diese Art Mitgefühl mit Zug und Recht überseht haben in das Arndt'sche Anatema: Psui über Dich Duden hinter dem Ofen zwischen den Schranzen, zwischen den Rosen? Und daß für alles Wehe, welches Freund und Feind dem tatenburstigen, freheitsglühenden Manne, der in der tatenfrohesten, freheitsgewissesten Zeit dennoch zu tatenlosem Zuschauen verdammt blieb, daß dieser sich wenigstens innere Benugung zu schaffen suchte, dadurch, daß er in des Peter Schlemihl tragikomischer Historie jenen und sich den Spiegel vorhielt, — wer findet nicht dies gerade so natürlich, so ganz eines Dichters würdig? Von diesem Gesichtspunkte aus deutet sich auch auf das einfachste die sonst angefochten der religiösen Anschauungen Chamisso's schwer erklärliche Wendung des Märchens, bei der Schlemihl auf die Wiedergabe des Schattens gegen Verpändung seiner Seele verzichtet. Dieses Schlemihl's „Seele“ war die Liebe zur neuen Heimat, das Bewußtsein, daß er sich nicht mer loslagern könne von dem deutschen Land und dem deutschen Lied, das war's, was ihn den Schatten des angestammten Vaterlandes für alle Zeiten hingeben ließ. (Schluß folgt.)

Studentinnen und Verwandtes. Das alte Vorurteil, daß es „unweiblich“ sei, den weiblichen Geist wissenschaftlich zu bilden, verschwindet mer und mer. In Paris wird jetzt ein Gymnasium eingerichtet, in dem Mädchen wesentlich denselben Unterricht erhalten sollen, wie Knaben und Jünglinge in den Lycées. Und während die deutschen Universitäten sich noch gegen die Zulassung von „Studentinnen“ sträuben, haben die beiden für so verpöht geltenden Universitäten Englands, Oxford und Cambridge, wissenschaftliche Institute für Damen gegründet. Daß an den schweizer Universitäten Damen immatrikulirt werden können, ist bekannt. Die italienischen Universitäten sind ebenso tolerant; vergangenes Jar studirten auf denselben, wie Prof. Laveleye berichtet, elf junge Damen, die ihr Naturitäszeugen gemacht hatten und von ihren Lehrern sehr gelobt wurden. In Italien ist es beiläufig nichts neues, daß Mädchen den Wissenschaften huldigen. Die Professorinnen der Rechte Novella und Calderini, welche im 14. Jarhundert, und die Professorinnen Arcangela Paladini, Laura Bassi, Mauroolini, Agneti und Lamboni, die später, bis zum Ende des vorigen Jarhunderts, an der Universität Salerno Philosophie, Naturwissenschaften und die klassischen Sprachen lehrten, haben die wissenschaftliche Befähigung des weiblichen Geschlechts glänzend bewiesen, und es ist in der That schwer faßlich, wie, angesichts solcher Beispiele, überhaupt noch ein Zweifel obwalten kann. Die obengenannte Calderini war beiläufig das Modell für die Portia im „Kaufmann von Venedig“.

Am meisten ist für die wissenschaftliche Gleichberechtigung des Weibes in Amerika gesehen. Im Jar 1879 wurde der Harvard-

Universität ein „Annex“ für Damen zugefügt; und sofort meldeten sich 27 Studentinnen, welche die Kollegien für Griechisch, Lateinisch, Sanskrit, neuere Sprachen, Geschichte, Mathematik, Physik und Naturwissenschaften besuchten. Nach Verlauf eines Jahres schreibt der berühmte Professor Goodwin über das „Experiment“: „Die Erfahrungen des verfloffenen Jahres haben mich überzeugt, daß unser Erziehungsplan für das weibliche Geschlecht durchaus seinen Zweck erfüllt. Strebenden Mädchen ist jetzt bessere Gelegenheit geboten, sich wissenschaftlich auszubilden, als jungen Männern noch vor 15 Jahren.“ Die jungen Damen sind sehr fleißig und bekommen durchschnittlich bessere „Marken“ (Zeugnisse), als die Studenten. „Die jungen Damen“, sagt Dr. Peabody, „sind ausnahmslos von erstem Eifer erfüllt und fähig, und einige von ihnen sind sogar ungewöhnlich begabt.“ Außer dem Harvard-Annex gibt es in den Vereinigten Staaten noch verschiedene, mit Universitäten verknüpfte Anstalten zur wissenschaftlichen Ausbildung von Mädchen, darunter auch eine „Gesellschaft für das Studium zuhause“, welche durch Ratsschläge, Unterrichtsbriefe u. s. w. schriftlich wirkt, und die günstigsten Resultate erzielt. Durch dieses Institut, an welchem 150 Lehrer und Lehrerinnen tätig sind, erhalten etwa tausend Studentinnen (students) in sämtlichen Staaten der Union und in Kanada Anweisung und Unterricht. Das Honorar beträgt jährlich bloß zwei Dollars, wofür noch Bücher geliehen und mineralogische und sonstige Sammlungen zur Ansicht geschickt werden — natürlich gegen Zahlung des Portos.

Wol noch wichtiger als diese, speziell für Mädchen und Frauen bestimmten Anstalten, ist für die Erziehung des weiblichen Geschlechts in Amerika, daß fast sämtliche höhere Bildungsanstalten, Colleges (Gymnasien) und Universitäten weibliche Schüler und Studentinnen gleichberechtigt aufnehmen. Im Jar 1800 gab es in den Vereinigten Staaten 24 Colleges, von denen kein einziges Mädchen zuließ; zwischen 1860 und 1870 sind 75 neue Colleges errichtet worden, und von diesen sind vier Fünftel beiden Geschlechtern offen. Der gemeinsame Unterricht beider Geschlechter bewährt sich vorzüglich. „Noch kein College, welches Mädchen einmal zugelassen hatte, hat Ursache gehabt, es zu bereuen“, heißt es in einem uns vorliegenden Bericht. Es gibt aber auch eine ganze Menge Colleges bloß für Damen. Die berühmtesten sind das Smith College und Bassar — nach den Stiftern benannt —, welche über Lehrkräfte ersten Ranges verfügen. Am Bassar College lehrt u. a. die Professorin Maria Mitchell, seit dem Tode der bekannten Mary Somerville, die erste Astronomin der Welt.

Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß in den Vereinigten Staaten das weibliche Geschlecht mit dem männlichen auf vielen Gebieten konkurirt, die man bei uns als über dem weiblichen Horizont liegend betrachtet. Es gibt viele Advokatinen, namentlich in den westlichen Staaten; in San Francisco hat z. B. Miß Gordon eine der bedeutendsten Klientelen, — „sie plädiert in einem schwarzen seidenen Kleide, eine Rose im Gürtel.“ Ferner hat man in Amerika 67 Geistlichen verschiedener Konfessionen, und 525, in Worten: fünfshundertfünfshundzwanzig, rito — obgleich in Amerika, doch nicht „amerikanisch“ promovirte Ärztinnen, — allerdings den 62 000 männlichen Ärzten gegenüber noch eine winzige Minorität, die reißend schnell wächst. 1b

Seilkunde in der Kinderstube. (Bild S. 249.) Hat man doch seine liebe Noth mit den Kleinen! Kaum ist der junge Erdenbürger auf der Welt, so beginnt auch schon der Kampf ums Dasein, die Sorge, das bischen Leben zu erhalten. Und nun gar, wo eine liebe alte Tante im Hause ist, die den Beruf in sich füllt, der Gesundheit des kleinen Wirmchens mit so allerlei altbewährten Hausmittelchen auf die Strümpfe zu helfen. Da mag der Papa noch so fer protestieren, wenns nicht anders angeht, werden hinter seinem Rücken dem unschuldigen Kindlein allerlei Säftechen und Tees beigebracht. Die kann der kleine schwache Magen natürlich nicht vertragen, und das Elend ist fertig. Eine ganze Schar bedenklicher Kinderkrankheiten hält, nicht trotz — sondern gar oft wegen der leidigen Kurirerei, ihren Einzug ins Haus, sodaß die geängstigten Eltern immer um das Leben ihres Lieblingen einen langen und schweren Kampf zu kämpfen haben. — Beim Kommerzienrat Leberecht Habermann ist die Medizinische keine Seltenheit. Die Leute haben's dazu, sie können einen Hausarzt bezalen; und daß der sein Honorar nicht umsonst empfängt, dafür ist schon gesorgt. Eins ist wenigstens immer „unwol“ in der Familie, und wenn es auch nur ein ganz ordinärer Schnupfen wäre, welcher der Frau Mama — die schon in der Pension in brillanten Dinnachten eine amerkennenswerte Uebung gewonnen hat — die gräßlichsten Leidensgeschichten entlockt. Nun gar die beständigen Jansschmerzen Gustav's, des Erstgeborenen. Troßdem der Junge nie anders als wol-verpakt im Kaisermantel und mit Watte in den Oren an die Luft kommt und ihm wegen der „garstigen“ Bitterung die umsichtige Mutter streng das seinen Kameraden viel Freude machende Schlittschuhlaufen verboten hat, sind doch — oder auch hier vielleicht gerade deshalb — Erkältungen an der Tagesordnung. Da muß der Doktor helfen — ja, was man doch für Not mit den Kindern hat! — Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Die kleine, hübsche und gute Lisbet weiß schon längst Krankengeschichten zu erzählen. Die schmutze Stieberspuppe, ihr hübsches Gretchen, das sie mitten auf den weichen Polsterstuhl placirt hat, kriegt offenbar die ersten Räuchen, und so etwas get selbstverständlich

nicht one Schmerzen ab. Lisbet quält in einem fort und will für ihre Patientin auch etwas zum Eingeben haben. Das schöne Bilderbuch wird achlos bei Seite geworfen und Tante Eleonora muß unweigerlich ein paar Medizinpillen zurecht machen, wenn anders sie sich nicht garstig und herzlos zeigen will. Die kleine Lisbet muß ihrem eigenen kleinen, liebevollen Herzen, in dem eine Anlung aufdämmert von Mutterliebe und Müttertschmerzen, Genüge tun, und sie weiß es nicht besser — denn wie die Alten jungen, so zwitschern halt die Jungen! Drum jammert sie atklug: Ach, nimm nur ein Löffelchen, liebes Gretchen, wenn's auch bitter schmeckt, damit nur wenigstens das böse Fieber rasch vorbeiget. Aber es scheinen nicht ein paar homöopathische Tropfen zu sein, welche das Kommerzienratstöchterchen gewissenhaft abzählt — nein, eine bittere allopathische Mixtur ist's wol, denn Fräulein Puppe schneidet ganz jämmerliche Gesichter und will sich nicht beruhigen, obgleich Lisbet schon zwanzigmal zärtlich gesungen hat:

Gretchen, was fällt dir ein,
Daß doch das Weinen sein!

Nun, sicher wird's bald besser werden; ist doch die kleine Quackalberin in Wirklichkeit eine echte und rechte Naturheilkünstlerin und gilt im übrigen bei dem kranken Gretchen unfehlbar das Wort: Wasser tut's freilich! Kein Wunder, daß dies selbst der kluge Vello zu begreifen scheint. Er überläßt sein unterhaltendes Ballspielen, das er vordem mit Lisbet getrieben, dem ausgestopften Kesschen in der Kaninchenhaut und schaut so sensüchtig drein, als möchte er auch seinen Teil haben von dem so kostbaren Lebenselixir. Schade nur, daß eine derartige Erkenntnis so sehr vielen Herren der Schöpfung abget. Denn wenn uns auch die Behauptung keineswegs ganz richtig erscheint, daß derjenige, welcher stets das Gegenteil von dem tut, was der Arzt ihm anrät, in der Regel am besten gedeiht,* so wird doch sicher auch heute noch mancher sündhafte Mensch mit Hilfe der Medizin, insbesondere mit Hilfe der ihrer eignen Bequemlichkeit und dem Apoteker zulieb nach altem Stil kurierenden Ärzte vorzeitig ins Jenseits befördert. -z-

*) Vgl. Dr. Widmann's Hygienische Lebensregeln für die heranwachsende Jugend im „Deutschen Jugendschatz“. Leipzig, Verlag von W. Fink.

Glücklich die Blonden. Blondes Haar zu besitzen, hat zu allen Zeiten für einen großen Vorzug gegolten, und die Damen, denen die Natur dieses Glück versagt, haben sich schon viel Mühe und schweres Geld kosten lassen, die Natur zu — forrigiten. Le donne di Venetia si fanno biondi i capelli (die Damen von Benedig färben sich ihre Haare blond), erzählt Cesare Beccellio, der im 16. Jahrhundert ein Buch über die „alten und neuen Kleidertrachten der ganzen Welt“ schrieb. Er teilt die Rezepte mit. Die Florentinerinnen ahmten in ihrer Leidenschaft für blonde Haare bekanntlich nur den alten Römerinnen nach, die um jeden Preis mit den schönen Germaninnen konkurrieren wollten. Im 17. und 18. Jahrhundert herrschte unter den französischen Damen die „Mut“ der blonden Haare. Die Königin Anna (von Oesterreich, d'Autrich) war blond, ebenso die Herzogin von Longueville, und die Kaiserin Maria Theresia war sogar hochblond. Jede Dame, die am Hofe war oder an den Hof kam, mußte blondes Haar haben oder wenigstens tragen. Madame de la Valliere und Fräulein de la Fontanges, deren Regiment dann kam, waren beide blond, letztere sogar etwas „riskirt“ oder „impertinent“ blond, und Madame de Montespan, die ihnen folgte, besitzte sorgfältig den Naturfehler dunklen Haars und prangte bei Hof in schönsten Blond. Blond war gleichbedeutend mit schön. Und im englischen bedeutet heute noch dasselbe Wort — fair — blond und schön.

Auch die alten Griechen, die Meister des Schönen, verbanden die Begriffe blond und schön, indem sie die Göttin der Schönheit und Liebe, die Schaumstiege Aphrodite mit blondem Lockenhaar darstellten. In Frankreich beschränkte sich beiläufig die Mode der blonden Haare nicht auf das schöne Geschlecht. Wir haben einen Vers des Dichters Guillaume Coquillart, aus dem 15. Jahrhundert, also lautend:

Tant aux jours ouvriers qu'à la feste (fête),
A Paris un tas de béjaunes
Lavent trois fois le jour leur teste (tête)
Afin qu' ils aient le chevalure blonde.

An den Tagen der Arbeit, wie der Feste
Wäscht in Paris ein Haufe von Gelschnäbeln
Sich dreimal des Tages den Kopf,
Um einen blonden Haarwuchs zu haben.

Auch heute sind blonde Haare in Paris noch besonders „gesucht“. Unsere blonden Landsmänner wissen in der Tat gar nicht, was für einen Schatz sie auf dem Kopfe tragen. lb.

Aus der vierten Dimension. In der vierten Dimension muß irgend eine Schraube los sein, denn es kommen da ganz bedenkliche Dinge vor. Am 30. November v. J. erschienen vor der Queens Bench in London Mrs. Lowe und Mr. Fitzgerald, die Mrs. eine „Lady“ und der Mr. Redakteur des Central-Spiritisten-Organs „Spiritual Notes“, nebenbei natürlich „Gentleman“, und beide Mitglieder der „British

National Association of Spiritualists“ (britischen nationalen Spiritistenbunds — in der vierten Dimension scheint's also auch „Nationalitäten“ zu geben). Der Mr. hatte die Mrs. in seinem Blatte verspottet, sie, wegen irgend einer Behauptung für „verrückt“ (mad) erklärt — daher der Prozeß. Die Mrs. gab zu, daß sie öfters im Irrenhaus gewesen und erregte durch ihre — viertdimensionalen Äußerungen allgemeines Erstaunen, daß sie es nicht noch war, imponierte aber dem Mr. dadurch so gewaltig, daß er ihr Abbitte tat, worauf eine Aussöhnung erfolgte und das Paar vergnügt abzog.

Und genau vier Tage später — am 3. Dezember d. J. — standen sich in London wieder zwei viertdimensionale Parteien vor Gericht gegenüber — diesmal wird aber die Sache nicht so harmlos verlaufen, denn der Prozeß ist sehr verwickelt. Die Klägerin ist abermals eine Dame, eine Mrs. Davies, und zwar eine sehr reiche Dame, gewesen, ihres Glaubensbekenntnisses Spiritistin. Die Angeklagten, Mr. und Mrs. Fletcher, Mann und Frau, zwei berühmte „spiritistische Media“. Mrs. Davies, die von ihrem Manne getrennt lebt, ist seit Jaren kränzlich und hatte sich, zunächst wol zu Heilzwecken, den „berühmten Medien“ (importirt aus Amerika) angeschlossen. Bald war sie in die geheimsten Geheimnisse der vierten Dimension eingeweiht. Wenn Professor Föllner die Schilderung der „séances“ (Sitzungen) liest, in denen ihr das Licht der Erkenntnis aufgesteckt wurde, muß ihm das Wasser im Munde zusammen laufen. Es wurde geklopft und geschrieben nach Noten; Engelspfötchen und -Füßchen à discretion; tanzende, springende Stühle, Tische, Sophas, en gros und en masse. Und da wurde denn auch die vierte Dimension richtig entdeckt. Allerdings nicht von Mrs. Davies, aber doch von ihren Juwelen und Schmucksachen im Betrag von 4000 Pfd. St. (80,000 Mark), die bei dieser Gelegenheit in die vierte Dimension verschwunden, jedenfalls in keiner andern Dimension zu finden sind. Zur Gesellschaft haben sie für etliche 10 000 Pfd. St. Schuldverschreibungen und Schenkungsurkunden mitgenommen, die indes „in jener besseren Welt“ nichts nützen werden, weil unsere grobsinnliche Welt sie für ungültig erklärt. Der modus procedendi (die Art des Vorgehens, d. h. des Einseifens) war: die — längst verstorbene — Mutter der Mrs. Davies schrieb auf das bekannte Täfelchen, diese, Mrs. Davies, solle alles tun, was Mrs. Fletcher, ihre „geistige Schwester, ihr anrät“. Mrs. Davies hat als fromme Tochter den Rath ihrer Mutter befolgt, und — Mr. und Mrs. Fletcher werden auf ein paar Färchen aus der vierten Dimension in ein grobsinnliches englisches Gefängnis zu wandern haben. lb.

Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

Was wir dem Dampfe danken. Vor jetzt hundert Jaren begann der Dampf mit der Erfindung der Dampfmaschine durch James Watt seine unwalzende Tätigkeit. Welch kolossale Umgestaltung unsere gesellschaftlichen Verhältnisse durch ihn erfahren haben und welche Vorteile er der Menschheit gebracht, mag hier unerörtert bleiben, nur einige Jalen aus den statistischen Angaben des Dr. Engel, Direktor des Stat. Bureau's zu Berlin, mögen den gewaltigen Aufschwung, den das Maschinenwesen bisher genommen, illustrieren. Nach diesen besitzt Deutschland gegenwärtig 59 000 Dampfkessel, 10 500 Lokomotiven und 1700 Schiffsessel, darunter Preußen an feststehenden Dampfkesseln aller Art 32 411, an beweglichen Dampfkesseln und Lokomotiven 5536 und in Summa 29 895 feststehende Dampfmaschinen; dazu kommen noch 702 Schiffsdampfkessel, 623 Schiffsdampfmaschinen und 6991 Lokomotiven, während das Königreich Sachsen 4974 feststehende Dampfkessel aufweist. Oesterreich besitzt 12 600 Dampfkessel und 2800 Lokomotiven, Frankreich 49 500 Dampfkessel, 7000 Lokomotiven und 1850 Schiffsessel. Die Zahl der Lokomotiven in den genannten Ländern nebst denen Nordamerikas und Englands beträgt 105 000; die Länge der Eisenbahnen, auf denen sie sich bewegen, 350 000 Kilometer. Sämtliche aufgeführten Dampfkessel — die Lokomotiven mit inbegriffen — erreichen eine Mächtigkeit von 46 millionen Pferdekraften, verrichten also eine Arbeit, welche der von 966 millionen Menschen gleich geschätzt wird. Um sämtliche Eisenbahnen diesseits und jenseits des Kanals in Betrieb zu setzen, war ein Kapitalaufwand von 100 milliarden Franken notwendig, dagegen kosteten die industriellen Dampfmaschinen 65 Milliarden. Nach Dr. Engel beträgt die Zeit, welche die Reisenden seit 1844 auf der Eisenbahn verbrachten, für Preußen 1061 mill. Stunden. Hätten diese Reisen mit gewöhnlichem Fuhrwerk gemacht werden müssen, so hätte man zehnmal mehr Zeit dazu gebraucht. Der Eisenbahnverkehr kostete nun 2030 Mill. Mark; rechnet man noch dazu den auf der Eisenbahn verbrachten Zeitaufwand — eine Stunde mit 10 Pfg. = 106,1 Mill. Mark, so erhält man die Gesamtsumme der Kosten von 2136,1 Mill. Mark. Mit Landfuhrwerk würde aber nach Engel ein Kostenaufwand von 2830 Mill. Mark dafür nötig gewesen sein, wozu noch der dazu erforderliche zehnmal größere Zeitaufwand kommt; das macht, die Stunde wieder zu 10 Pfg. berechnet, 1061 Mill. Mark, also eine Gesamtausgabe von 3891 Mill. Mark. Dies ergibt ein Mer von 1754 Mill. Mark, die durch die Eisenbahnen erspart wurden. In ähnlicher Weise berechnet Dr. Engel auch die Ersparnisse im Güterverkehr und erhält 20 Milliarden Mark als Ergebnis. Darf man sich da wol die Frage erlauben, wo die Milliarden hingekommen sind? — Auch nicht übel wäre, wenn man erfahren könnte, welchen Einfluß dieser gewaltige Verkehrs- und Betriebsapparat auf das Kleingewerbe ausgeübt hat! nrt.

Unendlichkeiten oder wenigstens Undenkbarkeiten. Die Leser dieses Blattes wissen, was ein Radiometer ist, jenes interessante Strahlenmessen, welches in möglichst luftverdünnten Räume die mechanische Wirkung von Licht und Wärmestralen zur Erscheinung bringt. Man rechnet, daß unter der Glasglocke des Radiometers die Luft auf ein Millionstel von der Dichtigkeit unserer gewöhnlichen atmosphärischen Luft verdünnt ist und daß eine noch um das zwanzigfache weitergehende Verdünnung möglich ist. Der Erfinder des Radiometers, der englische Gelehrte Crookes, zieht nun aus der Möglichkeit solcher Luftverdünnung allerlei geistreiche und für unsere wissenschaftliche Erkenntnis außerordentlich belangreiche Schlüsse, von denen hier nur folgendes erwähnt sein möge. Crookes sagt: „Eine Glasglocke von 0,135 Meter (also etwas weniger als $\frac{1}{8}$ Meter) Durchmesser enthält nach ungefähre Schätzung mer als eine Quadrillion Moleküle... Eine Quadrillion! Eine Eins, der 24 Nullen folgen; teilt man diese Zahl durch eine Million, so repräsentiert der Quotient die Zahl der in der gedachten Glocke enthaltenen Moleküle, nachdem die Luft darin auf den millionsten Teil einer Atmosphäre verdünnt ist. Dieser Quotient ist eine Trillion, d. h. eine Million zweimal mit sich selbst multipliziert: die Eins, gefolgt von 18 Nullen. Der Geist vermag solche Unendlichkeiten nicht zu erfassen; ebenso ist es ihm unmöglich, sich die Kleinheit der materiellen Moleküle vorzustellen. Denken wir uns die Glasglocke bis auf ein millionstel Atmosphäre entleert. Mittels eines kräftigen Funken können wir ihre Wand durchbohren, und die so entstandene Spalte ist so klein, daß man sie nur durch eine starke Lupe zu erkennen vermag. Aber durch diese unbemerkbare Spalte stützen die Moleküle der äußeren Luft in die Glocke, und wenn wir annehmen (eine Annahme, welche weit unter der Wirklichkeit bleibt und nur gemacht wird, um eine Idee von diesen Unendlichkeiten zu geben), daß in einer Sekunde zehn Millionen Moleküle durch die Spalte eindringen können, wie viel Zeit wird es wol brauchen, bis diese kleine Kugel mit Luft von gewöhnlichem Drucke vollständig gefüllt ist? Wird es eine Stunde, einen Tag, ein Jahr, ein Jahrhundert wären? — Nein: es würde für menschliche Begriffe eine Ewigkeit dauern, nämlich ungefähr 10 Millionen Jahre, und wenn wir annehmen, das Experiment habe begonnen, als unser Sonnensystem sich gebildet, so wäre es nicht vollendet, wenn einst die Sonne, die reichliche, aber nicht unerhöpliche Quelle von Wärme, Licht und Kraft, erkalte sein wird. —

Xz.

Literarische Umschau.

Parlamentarisches über Kunst und Kunsthandwerk nebst Glossen dazu von A. Reichenperger. Köln. Bachem. Die Kunstgewerbefrage nimmt immer mer das öffentliche Interesse in Anspruch. Bisher hatten die diesbezüglichen Kreise eine so exklusive Stellung eingenommen, daß entweder der Künstler dem Handwerk fremd gegenüber stand und seine Aufgabe in „höheren Regionen“ suchte oder indem Handwerker und Gewerbetreibende die Erreichung ihrer Ziele nur einseitig auf materiellem Gebiete zu finden hofften. Man vergaß, daß der gewerbliche Berufsarbeiter nicht nur die Aufgabe hat, technisch gutes und dauerhaftes zu liefern, um dafür eine entsprechende Entschädigung zu erhalten, sondern daß er auch in Rücksicht auf geschmackvolle Ausführung Pflichten zu erfüllen habe. Ihn hier durch Lieferung guter Vorlagen und Entwürfe zu fördern, ist Pflicht des Künstlers. Die Notlage des Gewerbes hat nun wol in erster Linie dazu beigetragen, daß man dies mer und mer einzusehen anfängt. Auch den auf diesem Gebiete durch merere Schriften bekannten Verfasser mag dieser Umstand bestimmt haben, seine bei den verschiedensten Gelegenheiten im Parlament über diese Frage gehaltenen Reden mit einleitenden Glossen herauszugeben. Sein Standpunkt in politischer und religiöser Beziehung ist bekannt, und dieser macht uns auch seine Anschauungen über Kunst und Kunstgewerbe erklärlich. Können wir aber nicht in allem mit ihm übereinstimmen, so gestehen wir doch gern, daß er zum weitaus größten Teile recht hat. Sehr angebracht ist z. B. der scharfe Tadel über das verderbliche Submissionswesen, die systematische Pflüge der Vielwisserei und die Vernachlässigung der Förderung der praktischen Kenntnisse auf unseren Kunstschulen. Die von ihm angeführten Beispiele bilden eine treffliche Illustration. Bestimmen muß man ihm auch, wenn er die Praxis der deutschen Künstler angreift, welche letztere mit großer Vorliebe — namentlich in der Plastik — ihre Stoffe aus der Antike entlehnen, wodurch sie dem gesammten Volke fremd und unverständlich bleiben müssen. Er hat dabei das „Nationalmuseum“ zu Berlin im Auge, welches eine große Anzahl der bedeutendsten Werke besitzt, die dieser Vorwurf trifft. Schon das im Stil der antiken Architektur aufgeführte Gebäude entspräche nicht den auf dem Fries befindlichen Worten: „Für deutsche

Kunst“. Mit vollem Rechte weist er darauf hin, daß zu solchem Zwecke die vaterländische Geschichte dem Künstler an Stoffen die ergiebigste Ausbeute gewäre. Auch der Tadel gegen den den Stilgelehrten fernstehenden und sich auf diesem Gebiete in echt bürokratischer Weise geltendmachenden Staatsmechanismus ist am Platze. Hatte doch der Chef des Reichspostwesens, Herr Dr. Stephan, als der Verfasser gegen die dem Reichstage in seiner vorjährigen Session vorgelegten Entwürfe zu neuen Postgebäuden Bedenken geäußert, da die Verzierung der Pläne nicht zu ihrem Vorteile Anläufe nach den verschiedenartigsten Stilen hin zu erkennen gäben, erwidert, „sein Bestreben gehe dahin, die Post- und Telegrafengebäude möglichst in einem der architektonischen Physiognomie der betreffenden Stadt entsprechenden Stile zu halten“. Diese der in der antik-klassischen Kunstperiode sowohl als auch der heute von den genialsten Künstlern und Theoretikern gelehrten und geübten Kunstpraxis gegenüber sehr naiv erscheinende Auffassung findet denn auch in der vorliegenden Broschüre die ihr gebührende Antwort. Reichenperger sagt: „Fast sollte man glauben, auf dem Baubureau des Generalpostmeisters ständen, etwa wie in Apotheken, die Stile in Büchsen bereit, so daß je nach Bedarf der mit dem Bauwesen betraute Beamte nur zuzugreifen brauche. Solcher Verfahrungsweise liegt der weit verbreitete Irrtum zu Grunde, es sei der Stil etwas rein Außerliches zc.“ Wie erklärlich, richtet sich sein Vorwurf auch namentlich gegen das Nackte. Das herrschende Christenthum hat in der Erstötung des Fleisches immer seine erste Aufgabe gesehen, und es ist deshalb kein Wunder, wenn einer seiner hervorragendsten Repräsentanten auch heute noch diese Maxime als Maßstab für die philosophischen und künstlerischen Bestrebungen betrachtet. Seine Einwände mögen gelten, wo die Sinnlichkeit um ihrer selbst willen dargestellt wird, was ja heute vielfach der Fall ist. Aber nicht da, wo es sich beispielsweise um die Darstellung des personifizierten Schmerzes — wie beim Laotoon — oder des Schönheitsideals — der Aphrodite — handelt. Hier das Nackte negiren, heißt die menschlichen Gefühle, also den ganzen Menschen negiren, denn diese haben ihren Sitz nicht allein im Gesicht. Trotz alledem und trotz der von uns nicht getheilten Hoffnung, die der Verfasser auf die für das Kunsthandwerk fördernd sein sollenden Kunstbestrebungen der Neuzeit setzt, enthält die Schrift so viel des Guten und Beherzigenswerten, daß wir dieselbe allen nur zum Selbstlesen empfehlen können. art.

„Der Arbeiterfreund.“ Kalender für das Jahr 1881. Berlin, Wiegandt & Grieben. In der christlich-sozialen Arbeiterpartei liegt das Heil der Welt und — Stöder verrichtet, wie er meint, zur Ehre seines Herrn und Heilandes Jesu Christi Handlungsdienst an dem großen und herrlichen Einigkeitwerke, durch die Wahrheit des lauterer evangelischen Christenthums einzuwirken auf das öffentliche Leben. Darauf läuft etwa der Inhalt dieses christlich-sozialen Agitationskalenders hinaus. Seine Parole ist selbstverständlich: Mit Gott für König und Vaterland. Am Schlusse ist das Programm, die Statuten und der Organisationsplan der christlich-sozialen Arbeiterpartei, sowie ein Verzeichnis der Agitations-Flugblätter gegeben. Zwei Lichtdruckbilder, von denen das eine — darstellend die Prinzessin Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein — ausfiet, als sei es in einer Rußkammer fabrizirt, während das andere, weniger miserabel gedruckte, das Bild Sr. antisemitischen Heiligkeit (natürlich mit tendenziöser Biographie) zeigt, zieren den wirklich und warhaftigen — „Arbeiterfreund“. -z-

Redaktionskorrespondenz.

R. Abonnent Friedr. S. Ueber die Gesamtheit der „Nordpolarten“ hat der vor. Jahrgang der „R. W.“ ausführlichen Bericht gebracht und Bilder von Landschaften der Geregionen sich gleichfalls öfter gebracht worden.

Breslau. Eine Danae. Durch Wachsmitz lassen sich beide Figuren aus Gips oder ähnlichem Material vortrefflich konserviren. Dieselben nehmen, damit überzogen, einen matten Glanz an und der stärkste Regen haftet nicht darauf. Nur muß man beim Austragen der Milch die Vorsicht gebrauchen, die Figuren oder den Körper erst mit Wasser naß zu machen, es würde sich sonst das Wachs stellenweise anhängen. Ferner eignet sich diese Milch zum Poliren der Möbel sehr gut, oder auch zum Fettreichen der Fußböden. Man stellt sie her, indem man 100 Gramm Potasche mit $\frac{1}{2}$ Kilo Wasser bis zum Sieden erhitzt und unter Umrühren nach und nach 200 Gramm Wachs hinzusetzt. Es wird ein Aufbrausen entstehen, und man setzt, wenn das vorüber, noch $\frac{1}{2}$ Kilo Wasser hinzu und erhitzt solange, bis eine gleichartige Masse geworden ist. Aufbeahrt wird die Wachsmitz in Flaschen, die vor dem Gebrauch tüchtig durchzuschütteln sind.

Wilmawer. A. Sie werden uns durch einen Bericht über Ihre Reise nach den Indianerreservatarien sehr verpflichten. Bezüglich der fraglichen Abbildungen ist uns nicht recht klar, was Sie wünschen. Wenn Sie mit denselben zufrieden sind, so wie sie sich in der „R. W.“ vorfinden, so brauchen Sie ja nur die bezüglichen Nummern zu bestellen. Wünschen Sie aber besondere Abzüge, so würde die Sache Schwierigkeiten haben, aber doch in Erwägung zu ziehen sein. Ueber die übrigen Punkte Ihrer Anfragen werden wir uns dieselben äußern. Heß, G.

Hamburg. P. T. Sie werden in den folgenden Nummern der „R. W.“ mer Produkten lyrischer Poesie begegnen, als wir in letztvergangener Zeit zu veröffentlichen in der Lage waren.

Inhalt. Die Schwestern, Roman von M. Kautsky (Fortsetzung). — Zu Lessings 100jähriger Todesfeier (mit dem Porträt Lessings). — Cartesius und Spinoza. Ihr Verhältnis zur modernen Weltanschauung. — Von Dr. A. Mülberger (Fortsetzung). — Die Herrin von Dar-Dschun, Kinderstube (mit Illustration). — Glückliche Stunden. — Aus der vierten Dimension. — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Was wir dem Dampfe danken. Unendlichkeiten oder wenigstens Undenkbarkeiten. — Literarische Umschau. — Redaktionskorrespondenz.